1,70 DM / Band 341
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

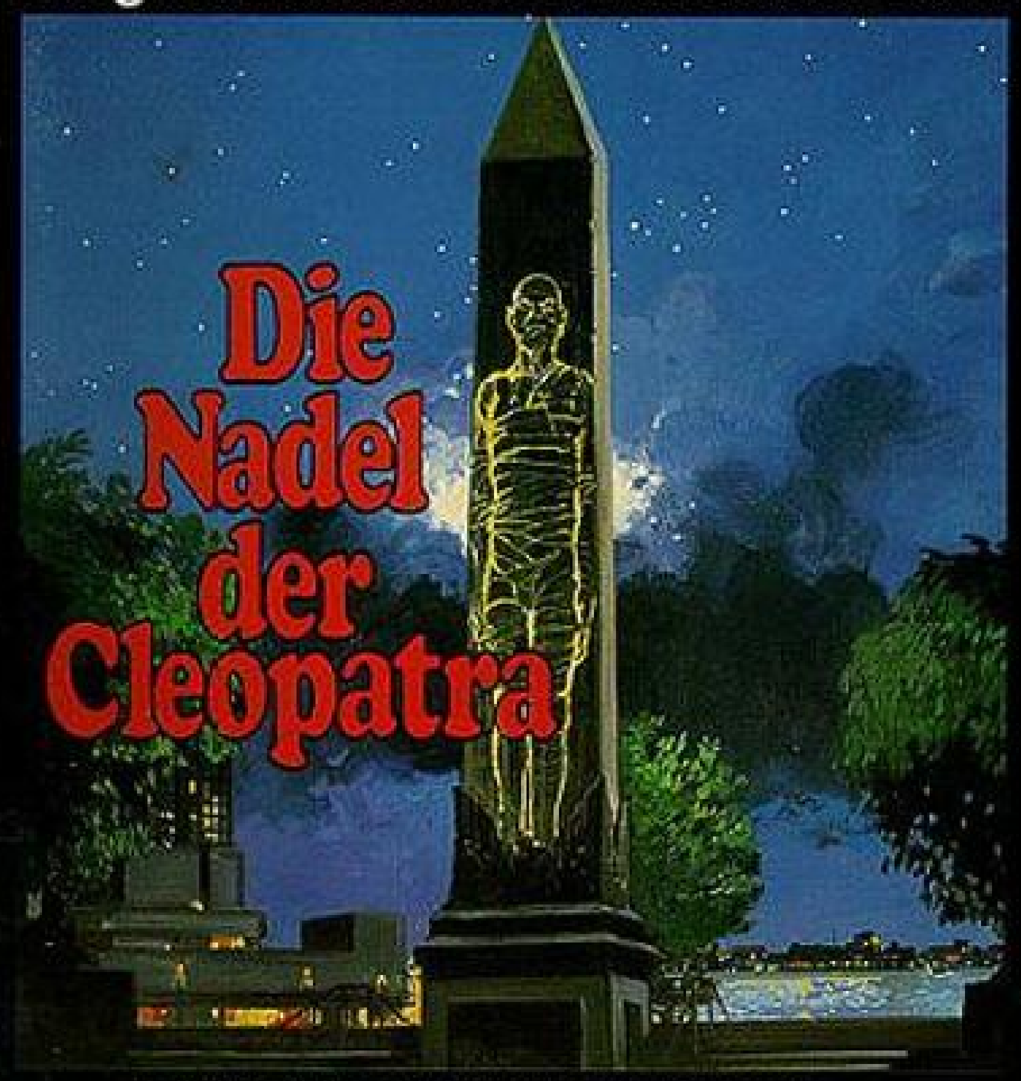
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Nadel der Cleopatra

John Sinclair Nr. 341

von Jason Dark

erschienen am 15.01.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Nadel der Cleopatra

Auf zwei Dinge freute sich Ed Fisher.

Erstens auf ein kühles Bier und zweitens auf seine Freundin, mit der er nach dem Bier noch etwas vorhatte.

Der erste Wunsch ging in Erfüllung, der zweite nicht, denn plötzlich schlug der Tod zu.

Brutal, erbarmungslos.

Hinter Ed Fisher öffnete sich der Spalt des Vorhangs. Niemand sah etwas, auch nicht Fishers Freundin, die auf ihre Krabben starrte.

Die Hand hielt einen spitzen Gegenstand. Und der raste nach unten.

Einmal, zweimal…

Dumpfe Laute erklangen, als der Nacken des jungen Mannes getroffen wurde. Ed Fisher spürte noch den grauenhaften, alles verzehrenden Schmerz und dann nichts mehr. Er kippte nach vorn.

Seine leblosen Hände schoben den Krabbenteller zur Seite, das Bier kippte um, Blut spritzte aus der Halsschlagader.

Eine Sekunde später schrie Fishers Freundin markerschütternd auf…

»Ein Himmel wie gemalt. Sterne, Mond, eine seltene Bläue. Dazu das Rauschen der Themse, die Ausflugsboote, die glücklichen Menschen, und du stehst hier herum, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden«, beschwerte sich die Chinesin mit dem lackschwarzen Haar und schaute Suko von der Seite her an.

Der Inspektor zuckte herum. »Was hast du gesagt?«

»Jetzt hörst du mir noch nicht mal zu«, mäkelte Shao. »Und so etwas wie du geht am Abend mit mir aus. Das ist eine Unverschämtheit, will ich dir sagen.«

Suko lächelte. »Sorry, aber ich mußte gerade an etwas denken.«

Shao winkte ab. »Ich weiß schon, an John Sinclair und Bill Conolly.«

»Du hast Jane Collins vergessen.«

»Ja, auch sie!« stöhnte Shao. Sie lehnte sich gegen das Gitter zurück, so daß der warme Wind in ihr Gesicht blies und mit ihren langen Haaren spielte.

Shao und Suko waren ausgegangen, um einen herrlichen Spätsommerabend zu erleben. Indianersommer, sagte man in den Staaten dazu. Warme Luft umgab sie, auch wenn von der Themse ein Geruch wehte, der nicht gerade angenehm für die Nasen war.

Trotzdem, Sonnentage gab es in London selten. Und dieser Sommer war auch nicht der heißeste gewesen.

Shao hatte sich der Witterung entsprechend angezogen. Leinen war »in«. Deshalb trug sie eine weiße Leinenbluse. Dazu eine Hose aus dem gleichen Stoff und derselben Farbe. Um einen Kontrast zu bekommen, hatten ihr die langen, schwarzen Haare nicht ausgereicht. Sie hatte sich noch für knallrote Schuhe entschieden und für eine hübsche Perlenkette, die ebenfalls rot leuchtete, wie echt aussah, aber nur Modeschmuck war und nicht einmal zwei Pfund gekostet hatte.

Shao fiel auf.

Die Blicke der Spaziergänger streiften sie. Es waren vor allen Dingen die Augen der Männer, die wohlgefällig auf der Gestalt der Chinesin ruhten.

Wieder mußte sie ihren Freund anstoßen. »Du siehst mich überhaupt nicht«, beschwerte sie sich. »Andere Männer schauen mich viel netter an.«

»Ich weiß.«

»Mehr sagst du nicht?«

»Doch.«

»Und was?«

»Ob John und Bill es wohl geschafft haben oben in Schottland? Du weißt doch, sie wollten Jane in das Kloster St. Patrick bringen. Bisher habe ich noch nichts von ihnen gehört, auch Sir James nicht.«

Shao wurde wütend. Sie hatte sich auf den Abend gefreut. Suko nahm ihr durch seine Reden jeglichen Schwung. Sie machte einen letzten Versuch. »Wenn du jetzt nicht aufhörst, davon zu sprechen, verschwinde ich. Hast du mich verstanden?«

»Sicher. Und wohin willst du gehen?«

»Irgendwohin.« Shao deutete über die Uferstraße hinweg, wo auf der anderen Seite zahlreiche bunte Lichter glühten, die zumeist von den Leuchtstoffröhren der Lokalreklamen abgestrahlt wurden.

»Habe ich nicht Auswahl genug?«

»Ach, die Kneipen.« Suko winkte ab.

»Sind immerhin besser als deine Redereien über Schottland, das Kloster, Jane Collins…«

»Kannst du das denn nicht begreifen, wie sehr mich dieser Fall mitnimmt? Er ist praktisch die Folge der Abenteuer, die wir auf dem Planet der Magier erlebt haben.«

»Da war ich nicht bei.«

»Eben. Deshalb gelingt es dir auch nicht, meine Gedankengänge nachzuvollziehen.«

»Willst du noch weiter an Schottland denken?«

»Sei doch nicht so stur.«

Shao stellte fest, daß es keinen Sinn hatte, noch länger zu diskutieren. Sie mußte Nägel mit Köpfen machen. Abrupt stand sie auf und schaute von oben her in Sukos erstauntes Gesicht.

»Wo willst du denn hin?« fragte der Chinese.

»Weg, das habe ich dir doch gesagt.«

»Warte, ich gehe…«

»Nein, mein Lieber, du bleibst hier. Diesmal mache ich keinen Rückzieher. Ich kann mich auch allein amüsieren. Viel Vergnügen.«

Sie nickte ihrem Freund noch einmal zu und näherte sich forschen Schrittes einer Ampelanlage, um dort die Straße zu überqueren.

Zurück ließ sie einen völlig verdatterten Suko, der die Welt nicht mehr verstand. So etwas war ihm noch nie untergekommen. Da ließ ihn Shao einfach sitzen.

Ausgerechnet Shao!

Er holte tief Luft und sah, daß Shao bereits im Strom anderer Fußgänger die Fahrbahn überquerte. Ihre weiße Kleidung fiel besonders auf. Der Inspektor rieb sich das Kinn. »Irgend etwas scheine ich wohl falsch gemacht zu haben«, murmelte er. »Aber was?«

Natürlich wußte er genau, daß er sich nicht richtig benommen hatte. Nur – welcher Mann gibt so etwas schon gern zu? Auch Suko nicht.

Shao hatte unterdessen die Fahrbahn überquert. Sie steckte noch voller Zorn und war fest entschlossen, es ihrem Freund einmal zu zeigen. Sie wollte irgendwo allein hingehen und ein Glas trinken.

Allerdings war die Auswahl so groß, daß es ihr schwerfiel, sich zu entscheiden.

Es waren alle Arten von Lokalitäten vorhanden. Von der Pizza-Bäckerei, über fernöstliche Spezialitätenrestaurants, bis hin zum Coffee Shop oder zum Edel-Schnellimbiß.

Es gab auch Bierlokale, die kleine Zwischenmahlzeiten anboten.

Diese Gaststätten hatten am meisten zu tun. Kein Wunder, bei dem warmen Wetter.

Shao entschloß sich, eines der Bierlokale zu betreten. Die Luft und das heftige Reden hatten durstig gemacht. Wie in letzter Zeit üblich geworden, hatten auch die Besitzer oder Pächter der Bierlokale Tische und Stühle nach draußen gestellt und die Türen offen gelassen. Manche Gäste saßen sogar auf der Fensterbank und hielten Krüge in den Händen. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung.

Und Shao wollte sich in den Trubel hineinstürzen. Einfach nur mit anderen Menschen reden, mit ihnen lachen, ihre Meinungen hören, ohne dabei irgendwelche Hintergedanken zu haben.

Das liebte sie.

Sosehr sie auch suchte, vor den Lokalen bekam sie keinen freien Sitzplatz. Sie mußte schon hineingehen. Bevor sie eine der Gaststätten betrat, schaute sie sich noch einmal um. Es hätte ja sein können, daß ihr Suko gefolgt wäre.

Sie sah ihn nicht.

»Dann eben ohne dich«, murmelte sie trotzig und schob sich über die Schwelle.

Sie tauchte förmlich hinein in das Vergnügen, das zunächst nur aus schlechter Luft, schwitzenden Menschen und überarbeiteten Kellnern bestand. Schon war sie einem Kellner im Weg, der ein Tablett schleppte, das bis zum Rand mit Bierkrügen gefüllt war.

Er brachte das Zeug nach draußen.

Shao schaute sich um, ob sie es dennoch schaffte, einen freien Platz zu erwischen.

Auch hier war es schwierig, denn überall drängten sich die Gäste.

Sogar zu zweit saßen sie auf den Stühlen. Sie tranken ihr Bier, lachten und ließen die Rundengeber hochleben.

Ein junger Mann mit blonden Haaren, der auf einer Bank hockte und bemerkte, daß Shao einen Platz suchte. Kurzerhand griff er zu.

»Komm her, bei uns ist noch frei. Wir rücken zusammen.«

Bevor Shao sich versah, hatte er ihre Hand genommen und sie zu sich gezerrt. Shao stolperte, konnte gar nicht anders und fiel nicht nur auf die Bank, sondern auch halb auf den Schoß des jungen Mannes.

Der lachte sie strahlend an. »Himmel bist du stürmisch, Süße. Das überrascht selbst mich. Ich heiße übrigens Rudy und bin als heißester Tip diesseits der Themse bekannt.«
»Und wer ist es jenseits?« fragte Shao schlagfertig.
»Mein Zwillingsbruder! Ha, ha, ha…« Rudy wollte sich ausschütten vor Lachen und faßte Shao fester an.
Sie trug unter der Bluse nichts als die nackte Haut. Das hatte wohl auch Rudy schon festgestellt. Dementsprechend glitten seine Finger in bestimmte Regionen.
So etwas mochte Shao nun nicht. Bevor der große Aufreißer noch frecher werden konnte, saß sie schon neben ihm und seine Hand rutschte ab.
»He, was ist…«
»Weißt du das nicht?« Die Chinesin lächelte harmlos. »Ich bin bekannt dafür, daß ich mich nicht anmachen lasse.«
»Wo? Jenseits oder diesseits der Themse.«
»In Groß-London.«
Rudy begann wieder zu lachen. Es gefiel ihm, wenn jemand schlagfertig war. Er gehörte zu den Typen, die den Sommer genossen. Modisch gekleidet, mit Wellenfrisur und ausrasiertem Nacken, so präsentierte er sich.
Shao hatte ein wenig Muße, sich im Lokal umzusehen. Jemand drückte ihr ein gefülltes Bierglas in die Hand, dann wurde, ein Trinkspruch losgelassen und verlangt, daß man die Gläser auf »Ex« leertrank.
Das schaffte Shao nicht. Sie trank und schaute über den Rand des Glases hinweg.
Die Bank, auf der sie saß, befand sich in einer Ecke des Lokals.
Gegenüber stand noch ein kleiner Tisch, an dem zwei Personen saßen. Hinter dem Tisch begann ein Vorhang, der sich genau dort durch einen Luftzug öffnete, wo sich auch ein Spalt befand.
Ami Tisch saßen ein junger Mann und ein junges Mädchen. Er trank Bier, sie bekam Krabben serviert. Die kleineren, hellen »Würmer« sahen sehr frisch aus, wie Shao zugeben mußte, und sie bekam Appetit.
Sie schaute sich um. Es war momentan schwer, in dem Gewühl den Kellner zu entdecken. Außerdem wollte auch der große Aufreißer wieder etwas von ihr. Er startete seinen zweiten Versuch. Sein linker Arm landete auf Shaos Schulter.
»Paß auf, Süße. Hier ist es viel zu eng. Wir beide werden uns jetzt verziehen, ohne daß die anderen was davon merken?« Aus seinen blauen Augen schaute er Shao strahlend an. Er duftete nach einem teuren Deo, das sich mit dem Parfümgeruch vermischte, mit dem er seine Brust eingerieben hatte. Natürlich hing das Goldkettchen um

seinen Hals, und selbstverständlich trug auch er ein weißes Hemd.
»Na, was ist?«
»Aaaiihhhh…!«
Der gellende Schrei war kaum auszuhalten und alarmierte augenblicklich sämtliche Gäste.
Er klang durch den Stimmenwirrwarr wie der Ton einer Sirene.
Die Menschen starrten dorthin, wo der Schrei aufgeklungen war, und auch Shao blickte nach vorn.
Es war entsetzlich.
Das Mädchen mit den Krabben hatte geschrien. Sie hockte da wie festgewachsen. Die Arme halb erhoben, die Hände gestreckt, den Mund offen, so starrte sie auf ihren Freund, der nach vorn gefallen war und mit dem Gesicht auf dem Tisch lag.
Da er sich in dieser Haltung befand, konnte jeder, der zu ihm hinschaute, seinen Nacken erkennen, aus dem das Blut wie eine kleine Fontäne schoß.
Auch Shao war entsetzt darüber. Nur gehörte sie zu den Menschen, die mehr gemacht hatten als andere. Sie behielt selbst in Streßsituationen die Nerven.
Im Gegensatz zu ihrem Banknachbarn, dem großen Aufreißer. Er hockte wie versteinert da und flüsterte mehrmals hintereinander:
»Ich kann kein Blut sehen… ich kann kein Blut sehen …«
Nach dem Schrei hatte sich eine seltsame Stille im Lokal ausgebreitet. Die Menschen waren noch nicht bereit, das Schreckliche zu fassen. Das Grauen hielt sie wie eine unsichtbare Klammer fest, und bald würden Panik und Chaos entstehen, das wußte Shao genau.
Sie handelte als erste!
Bevor noch ein anderer Gast aufgesprungen war, glitt sie in die Höhe.
Noch immer hielt die Stille. Die Zeit schien plötzlich gestoppt worden zu sein, als hätte Suko seinen magischen Stab eingesetzt.
Auch von der Straße her drangen die Geräusche nur mehr gedämpft an die Ohren der Chinesin.
Zwei Schritte mußte sie gehen. Während dieser Distanz jagten Gedanken durch ihren Kopf, die sich mit der Tat beschäftigten. Ihr war klar, daß der Mörder des jungen Mannes am Tisch sich nicht innerhalb des Gastraums aufgehalten hatte, denn sie hätte ihn einfach sehen müssen, da sie ihren Blick auf den Tisch gerichtet hatte.
Jenseits des Tisches befand sich ein Vorhang. Und dahinter konnte sich jemand verbergen. Deutlich hatte Shao auch den Spalt gesehen, der den Vorhang in zwei Hälften teilte.
Eine huschende Bewegung, ein Stich mit der Mordwaffe, das alles in Sekundenschnelle. Einen idealeren Platz, um jemand überraschend zu töten, gab es kaum.
Shao erreichte den Tisch, und damit begann auch die Panik. Plötzlich

war alles anders. Das Innere der Bierkneipe verwandelte sich im Nu in ein Tollhaus.

Niemand hielt es mehr auf seinen Sitz. Die Gäste sprangen in die Höhe. Dabei war es ihnen egal, ob sie sich gegenseitig störten und sie ihre Stühle und Tische umwarfen. Sie schleuderten die Dinge zur Seite, Gläser kippten, zerbrachen mit klatschenden und klirrenden Geräuschen. Bierlachen bildeten gelblich schäumende Seen. Ein Kellner, der ein mit Biergläsern beladenes Tablett trug, wurde kurzerhand umgerissen und verschwand unter den trampelnden Füßen der Flüchtlinge.

Am Eingang ballten sich die Menschen zusammen. Er war viel zu schmal, zudem wollten auch die draußen sitzenden Gäste hinein, um zu sehen, was dort vorgefallen war.

Das Chaos war perfekt. Noch immer fielen Tische und Stühle um, gellten Schreie, und nur Shao behielt die Nerven. Ganz im Gegensatz zu Rudy, dem Aufreißer, der wie ein Irrer auf den Ausgang zugestürmt war und sich dort regelrecht festgekeilt hatte.

Die Chinesin war an der schreienden Begleiterin des Toten vorbeigelaufen und schaute sich, bevor sie den Vorhangspalt weiter aufriß, die Leiche noch einmal an.

Das Blut sprudelte nicht mehr aus der Wunde, und Shao konnte den Gegenstand erkennen, mit dem der junge Mann getötet worden war.

Kein Messer, auch kein Eispickel, obwohl das Mordinstrument mit beiden etwas gemein hatte.

Es war ein dünner Stift. Er lief vorn spitz zu und sah eigentlich mehr aus wie eine Glasscherbe.

Im Moment war er für Shao uninteressant, sie wollte den Killer.

Was sie in den letzten Sekunden an neuen Eindrücken aufgenommen hatte, war schon phänomenal. Shao konnte sie kaum verkraften oder richtig sortieren, so schnell war alles gegangen.

Lauerte der Killer noch hinter dem Vorhang, oder war einfach zuviel Zeit vergangen?

Sie tauchte in eine andere Welt. Abrupt war dieser Übergang. Von diesem schreienden tobenden Durcheinander, in einen von düsteren Glühbirnen erhellten Raum, der sie an die Rückseite einer Bühne erinnerte.

So tief, breit und auch vollgestellt mit allerlei Gerümpel. Schon möglich, daß sich dort, wo sich jetzt die Kneipe etabliert hatte, früher einmal ein Theater gewesen war. Und dazu zählte auch dieser Rückraum, der zudem als Lager diente, denn Shao sah zahlreiche Bierkästen, Kartons, sogar verschimmelte Koffer und zerbrochene Flaschen.

Nur den Mörder sah sie nicht.

Mit schnellen Schritten ging sie den Rückraum ab und entdeckte

tatsächlich eine schmale Tür, die nicht geschlossen war, denn ein dünner Luftzug bewegte sie.

Sofort war Shao an der Tür. Sie riß sie hastig auf und schaute in den Gang, an dem die Toiletten lagen. Nicht allein sie, auch die Küche befand sich in der Nähe, was Shao überhaupt nicht mochte, so daß sie sekundenlang das Gesicht verzog.

Aus der Küche hörte sie Stimmen. Ein als Koch gekleideter Mann rannte aus dem Raum, sah sie und brüllte ihr irgend etwas zu, das sie nicht verstand. Danach verschwand er wieder in seinem Kochtopfreich.

Shao hetzte an der Tür vorbei. Sie interessierte der andere Ausgang, den sie am Ende des Ganges entdeckte. Es mußte der sein, der in einen Hof oder anderswohin führte.

Diesmal war sie vorsichtiger, als sie die Tür öffnete. Sie wußte genau, daß sie sich in ihrer hellen Kleidung sehr deutlich in der Dunkelheit abhob. Zudem spürte sie auf ihrem Rücken ein gewisses Kribbeln. Es deutete zwar nicht gerade auf eine direkte Gefahr hin, war aber als Warnung zu verstehen.

Sie gab höllisch acht.

Sacht schob sie sich über die Schwelle. Mit den Zehenspitzen trat sie auf, und der folgende Rundblick gab ihr zu verstehen, daß sie sich in einem kleinen Garten befand, den sie hier in der Gegend nicht vermutet hätte.

Sogar ein Baum wuchs in der Mitte des Gartens, und neben dem dünnen Stamm stand eine Gestalt.

Der Mörder?

Das prickelnde Gefühl verdichtete sich zu einer Gänsehaut. Es war gleichzeitig eine Warnung, die Shao allerdings überhörte, denn sie wollte wissen, ob sie mit ihrer Vermutung recht behalten hatte.

Die Gestalt neben dem Baum rührte sich nicht. Sie sah zwar wie ein Mensch aus, dennoch hatte Shao das Gefühl, keinem richtigen Menschen gegenüberzustehen.

Das war ein völlig anderes Wesen.

Schritt für Schritt näherte sich die Chinesin dem Mörder. Für sie kam er nur als Mörder in Frage. Als sie nahe genug herangekommen war, weiteten sich ihre Augen.

Jetzt erst erkannte sie die gesamte Wahrheit.

Fremdländisch war die Gestalt gekleidet. Sie trug ein langes Gewand und ihre lackschwarzen Haare als Pagenschnitt. Sie hatte ein rundes puppenhaftes Gesicht, war wesentlich kleiner als Shao und schillerte seltsam.

Die Chinesin blieb stehen. Sie konnte momentan noch nichts damit anfangen, schaute noch genauer hin und sah, daß die Farbe von der Haut ausging. Man konnte sie nicht als hell bezeichnen, auch nicht als

schwarz, eine Mischung aus beiden.
Blau.
Genau, das war es. Die Haut der Gestalt besaß einen blauen Ton.
Natürlich dachte Shao automatisch an übersinnliche Dinge, und sie sah auch den seltsamen Stab in der rechten Hand der Gestalt, was sie jedoch am meisten beeindruckte, war etwas anderes.
Vor ihr stand kein Mörder, sondern eine Mörderin.
Der Killer war eine Frau!

***

Bill Conolly und ich wagten kaum zu atmen, weil wir die heilige Ruhe nicht stören wollten. Selbst wurden wir eingefangen von einer Insel der Stille, denn unsere Freunde hatten sich bewußt zurückgezogen, damit wir einen vorläufigen Abschied nehmen konnten.
Abschied von einer Toten?
Diese Frage stellte sich bei mir automatisch, denn die Gestalt, auf die mein Freund Bill und ich schauten, sah tatsächlich wie eine Tote aus.
Es war Jane Collins!
Lebte sie, war sie verstorben? Wir wußten es nicht genau. Man konnte sagen, daß Jane existierte, mehr auch nicht. Sie war eigentlich die große Verliererin gewesen, denn Jane Collins besaß kein Herz mehr, und hätte, wenn ich den Regeln der Schulmedizin Glauben schenkte, tot sein müssen.
Das war sie nicht.
Zwar stellten wir keinen Atem mehr fest, wir sahen auch keine anderen Reaktionen, aber Jane lebte dennoch. Das verdankte sie dem Würfel des Unheils, der mit ihr in Verbindung stand und ihr praktisch das Herz ersetzte. Sie hatte auch völlig normal reagieren können, das wußten wir beide. Nachdem es uns gelungen war, Jane von ihrem Hexendasein zu erlösen, war sie wieder wie früher gewesen. Sie hatte eigentlich an das Leben anknüpfen wollen, das sie vor dem Bann geführt hatte. Nur mit dem einen Unterschied. Der Würfel des Unheils durfte auf keinen Fall aus ihrer unmittelbaren Nähe genommen werden.
Genau das war das Problem.
Ich hätte den Würfel für mein Leben gern gehabt, verzichtete jedoch darauf, denn für Jane Collins war es wichtiger. Nur dachten so nicht alle, die den Würfel gern besessen hätten.
Da gab es den Teufel, dem Jane einmal zwangsläufig gedient hatte. Asmodis sah die Sache ganz anders. Er wollte den Würfel unbedingt bekommen und war auch bereit, alles dafür einzusetzen.
Wenn Jane Collins dabei draufging, um so besser für ihn.
Er hatte mehrere Anläufe unternommen, um den Würfel zu

bekommen. Wir hatten sie alle abschlagen können, bis auf den letzten, da wäre es fast schiefgelaufen.

Der Höllen-Detektiv, von Asmodis auf Janes Spur gesetzt, hatte ihr den Würfel schon entwenden können. Zum Glück nur für Sekunden, doch diese Zeitspanne hatte ausgereicht, um Jane Collins fast in das Reich des Todes zu schicken. Vielleicht einen Atemzug länger, und es wäre vorbei gewesen.

Ich hatte Pernell Kent den Würfel abnehmen und ihn Jane wieder übergeben können.

Der Höllen-Detektiv war gestorben, ebenso wie die alte Zauberfrau und Teufelsdienerin Alva, die mit ihm zusammengearbeitet hatte. Bill und ich waren zum Kloster gefahren, und hier hatte sich Bill auch seine Brustwunde behandeln lassen.

Mein Freund war von Alva gefoltert worden. Als Zeichen hatte ihm die Zauberfrau ein Dreieck auf die Brust gebrannt. Mit diesem Mal mußte er jetzt leben.

Pater Ignatius, mein Freund und Schmied der geweihten Silberkugeln, war sofort bereit, die Detektivin im Kloster zu lassen.

Diese Stätte des Guten war ein relativ sicherer Unterschlupf für Jane. Wobei ich besondere Betonung auf das Wort relativ legte, denn auch das Kloster hatte schon dämonische Attacken zu verkraften gehabt, sie zum Glück jedoch überstanden.

Diese Gefahren kannte auch der Pater. Er hatte seine Brüder eingeweiht, auch sie zeigten sich einverstanden, und so waren wir einigermaßen beruhigt.

Obwohl wir nicht ausschließen konnten, daß der Teufel und auch ein in meinen Augen noch mächtigerer Dämon alles daransetzen würden, den Würfel zu bekommen.

Als den noch Mächtigeren bezeichnete ich den Spuk.

Auch er wollte den Würfel besitzen, um seine Machtfunktion weiter ausbauen zu können. Der Trank des Vergessens, auf den Kara so scharf war, befand sich schließlich schon unter seiner Kontrolle.

Es standen dem Kloster, so wie ich es sah, keine rosigen Zeiten bevor.

Das alles hatten wir dem Pater und den übrigen Mönchen zu verstehen gegeben, und sie hatten uns verstanden. Kein Widerwort bekamen wir zu hören, im Gegenteil, es waren Aufmunterungen, die man uns mit auf den Weg gab.

Nun nahmen wir Abschied von Jane.

Die Mönche hatten sie in einen kleinen Raum gelegt, mehr schon eine Kammer, wo sie Bergwanderern hin und wieder Unterschlupf vor Sturm, Schnee und Regen gewährten.

Es gab kein elektrisches Licht in dem Raum. Die Mönche hatten eine Öllampe aufgestellt, deren Licht einige Teile der karg eingerichteten Kammer im Schatten ließ.

Ein kleiner Tisch, ein Holzregal, ein Sitzschemel und ein einfaches Lager bildeten die spartanische Einrichtung.

Auf dem Lager lag Jane.

Bewegungslos, steif. Kein Atemzug war zu spüren, und dennoch lebte sie, denn sie schöpfte den Rest der Lebenskraft durch den Würfel des Unheils, der auf ihrem Bauch lag, und den sie mit beiden Händen fest umklammert hielt.

Wenn sie ihn losließ war es vorbei.

Das Licht der Lampe ließ ihre Gesichtszüge weich erscheinen. Lag nicht sogar ein kleines Lächeln auf ihren Lippen? Ich wußte es nicht, sondern stand nur da und schaute auf die schmale Gestalt.

In meinem Innern tobte eine Hölle. Zum Glück konnte ich die Gefühle noch unterdrücken, dennoch war nicht zu vermeiden, daß es heiß in meiner Kehle hochstieg.

Trauer durchflutete mich.

Ich hatte Jane nach all den Jahren endlich befreien können, und nun stellte sich heraus, daß es doch nicht so gelungen war, wie ich es mir gern vorgestellt hätte.

Damit mußte ich fertig werden.

Ein paarmal schluckte ich. Bill merkte meinen inneren Zustand und legte mir seine Hand auf die Schulter.

»Ist schon gut, John«, sagte er mit leiser Stimme. »Du hast getan, was du konntest. Mehr war eben nicht drin. Mach dir keine Vorwürfe, das wäre schlimm.«

Ich nickte, während ich gleichzeitig meine Finger ineinander verknotete. »Klar«, gab ich ebenso leise zurück. »Ich habe mein Bestes getan. Es war eben nicht gut genug.«

»Bist du ein Übermensch?«

»Manchmal wäre ich gern einer.«

»John, ich bitte dich, komm auf den Boden der Tatsachen zurück. Du hast alles getan, was in deinen Kräften stand.«

Ich atmete tief ein. »Das stimmt schon, aber es ist nicht allein Jane. Ich denke an Mandra Korab, dessen Geist oder Gesicht in einer Schiffsplanke gefangen ist, die in meiner Wohnung steht. Trage ich nicht auch einen gewissen Teil der Schuld?«

»Nein.«

»Ich kam immer zu spät.«

»Bei Jane nicht. Du bist rechtzeitig genug gekommen. Kaum ein anderer hätte die drei goldenen Skelette gefunden, die dir überhaupt erst den Weg gewiesen haben.«

»Danke dir, Bill, daß du mich moralisch aufrüsten willst, aber ich fühle mich trotzdem als Versager…«

Bevor wir das Thema noch weiter ausdiskutieren konnten, wurde die Tür der Kammer geöffnet. Eine hochgewachsene Gestalt in langer

Kutte betrat den Raum.
Father Ignatius!
Er nickte uns zu, schaute mich für einen Moment besorgt an, bevor er sich abseits stellte und wartete, daß wir Abschied genommen hatten.
Es fiel mir schwer, aber ich mußte es tun. Es war einfach ein innerer Drang, der mich trieb.
Weit beugte ich mich herunter, stützte meine Hände rechts und links des Körpers auf, drückte noch meinen Kopf vor und sah Janes Gesicht dicht vor dem meinen.
Wehte nicht ein winziger Atemhauch kaum spürbar gegen meine Wangen?
Vielleicht bildete ich ihn mir nur ein, weil ich es mir so sehr wünschte.
Groß kam mir Janes Gesicht vor. So bleich, so starr, aber vertraut, denn in den Zügen stand nicht mehr die Verbissenheit und die Falschheit, die sie als Hexe gehabt hatte.
Der Geist des Rippers war aus ihrem Körper gefahren, und jetzt mußte ich Abschied nehmen.
Es war mir egal, ob jemand zuschaute. Ich konnte einfach nicht anders und drückte meine Lippen auf ihren Mund.
Er war kalt, so daß ich für einen Moment das Gefühl hatte, eine Tote zu küssen.
Dann gab der Mund nach. Dabei zitterten die Lippen, ich glaubte plötzlich daran, daß sie den Kuß erwidern würde. Ja, sie mußte ihn bemerkt haben.
Als ich mich aufrichtete, wischte ich mir gleichzeitig über die Augen. Bill Conolly und Father Ignatius standen wie Säulen, und ihre Körper warfen Schatten auf dem Boden.
Sie beobachteten mich, sagten nichts, denn diese Minuten gehörten mir allein und Jane. Auch mein Schatten gesellte sich zu den ihren, so daß sich die drei an einer bestimmten Stelle trafen und eine geometrische Figur bildeten.
Ein Sinnbild der Zusammengehörigkeit.
Ich wandte mich an den Pater. »Gebt auf sie acht. Sie hat Schreckliches getan, ich weiß, aber ich weiß auch, daß sie nicht die Schuld daran trägt. Es war der andere, der Ripper. Er hat gemordet und nicht Jane Collins.«
Father Ignatius nickte. »Das wissen wir, John. Wir werden gemeinsam für sie beten, nur das macht uns stark genug, der Hölle und ihren Dienern widerstehen zu können.«
Es waren gute Worte, die mir der Pater sagte, und sie bauten mich innerlich wieder auf.
»Sollen wir gehen?« fragte Bill.
Ich nickte und warf gleichzeitig noch einen letzten langen Blick auf

Jane. Sie lag noch immer so wie bei unserem Eintritt. Das Licht gab ihr einen Kranz, und sie wirkte auf mich in diesen Augenblicken so hilf- und schutzlos.

Ich ballte die Hände, schluckte, aber ich bekam den Kloß nicht aus meiner Kehle. Als ich mich abwandte, hatte ich das Gefühl, Jane Collins im Stich zu lassen.

Wir schritten durch einen langen Gang. Pater Ignatius hatte die Tür geschlossen. Er und Bill hatten mich in die Mitte genommen.

Unsere Schritte hallten von den Wänden als Echos zurück. Es gab keinen Stoff, der sie gedämpft hätte.

Ich war sehr schweigsam. Meine Hände lagen dabei auf dem Rücken, die Finger spielten miteinander. Den Gang kannte ich. Hier lagen auch die Zimmer der Mönche, eigentlich nur mehr Zellen, denn die Männer in den Bergen lebten spartanisch.

Pater Ignatius blieb stehen. »Wir werden unser Bestes tun, John«, erklärte er mir, »du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Das weiß ich. Doch es geht mir nicht allein um Jane Collins. Auch ihr seid in Gefahr.«

Der Pater winkte ab. »Das sind wir gewohnt.«

»Und wie halten wir es, wenn sich bei Jane irgend etwas verändert?« fragte Bill.

»Du meinst damit ihren Zustand?«

»Jawohl, Pater.«

»Ich gebe euch Bescheid.«

Eine andere Möglichkeit sahen wir nicht. Der Teufel würde natürlich versuchen, den Würfel in seine Klauen zu bekommen, und dieser Bursche kannte zahlreiche Tricks, das wußten wir auch.

Der Pater meinte: »Ich erinnere mich daran, daß ich das Haus der Conollys abgesichert habe. So werde ich es auch hier halten. Wir bauen noch zusätzliche Sicherungen ein, damit die Gegner es schwer haben werden, überhaupt an das Opfer heranzukommen. Seid ihr damit einverstanden?«

»Selbstverständlich«, erwiderten Bill und ich wie aus einem Munde.

»Dann könnt ihr ja beruhigt fahren.«

Beruhigt war zwar etwas übertrieben, doch das behielt ich für mich. Wir verabschiedeten uns von den Mönchen und nahmen die Silberkugeln mit, die in Pater Ignatius Werkstatt entstanden waren.

Irgendwie paßte Bills Porsche nicht auf den Klosterhof. Er glich der berühmten Faust, die aufs Auge haut. Hier oben im wilden Hochland spürten wir bereits sehr deutlich den Herbst. Die Luft war nicht nur kühl geworden, wir empfanden sie schon als kalt.

Pater Ignatius schaute in den Himmel. Seltsam klar spannte er sich über den Bergspitzen. Er zeigte eine blasse Bläue. Dazwischen verteilt wirkten die dunkleren Wolken wie breite Pfannkuchen.

»Das Wetter ändert sich. Es riecht nach Schnee. Er wird zwar nicht liegenbleiben…«

»So früh im September?« fragte Bill.

»Diese Gegend ist rauh, ehrlich und klar«, erwiderte der Pater.

»Ich sagte ja, daß der Schnee nicht liegenbleiben wird.«

»Dann wollen wir mal.« Bill machte den Anfang und reichte Pater Ignatius die Hand.

Ich schaute auf die Klosterbauten. Hinter diesen Mauern lag Jane Collins wie begraben. Die Jagd nach dem Würfel hatte ebenfalls sein vorläufiges Ende gefunden. Nie hätte ich damit gerechnet, daß Jane Collins ihn einmal bekommen würde. Nun mußte sie damit leben.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Ohne den Würfel, der ihr das Herz ersetzte, war sie ein Nichts. Die Mauern des Klosters glichen in ihrem Grau meiner eigenen Stimmung. Nein, fröhlich hatte ich in den letzten Tagen nicht sein können. Meine Gegner hatten mir dazu keine Veranlassung gegeben.

Bill schlug mir auf die Schulter. »Laß uns fahren, Alter. Der Weg ist verflixt weit.«

»Ja, natürlich.« Ich schaute den Pater an und sah in seinem Gesicht das zuversichtliche Lächeln. Dieser Mann schöpfte seine Kraft aus dem Gebet und dem Glauben an Gott. Manchmal bewunderte ich solche Menschen. Zudem war ich stolz darauf, ihn als Freund zu haben.

Wir umarmten uns zum Abschied. Der Pater versprach mir noch einmal, alles zu tun. Ich glaubte ihm.

Bill wartete schon hinter dem Lenkrad. Er ließ den Motor an, als ich die Beifahrertür des neuen Flitzers öffnete. Ein kreischendes Geräusch hallte über den Klosterhof. Natürlich ist ein Porsche nicht eben leise, und wenn noch der halbe Auspuff fehlt, hört sich das dreimal so laut an.

Der Pater winkte, als wir abfuhren. Zwei Mönche hatten das große Tor geöffnet. Wir rollten auf die Straße, die in zahlreichen Serpentinen talwärts führte, und die ich in unangenehmer Erinnerung hatte, da man schon öfter versucht hatte, mich hier zu töten.

»Schaffen wir es bis London?« fragte ich meinen Freund.

Bill lachte. »Wir müssen.«

»Und dann kaufst du dir einen neuen Wagen.«

»Glaube ich kaum. Ich lasse den hier überholen. Für mich ist es jetzt noch ein Wunder, daß er überhaupt die Strecke bis zu Alvas Hütte geschafft hat.« Der Reporter schüttelte den Kopf. »Den Rest packt er auch noch«, behauptete er zuversichtlich.

Wenn er tatsächlich recht hatte, konnten wir es schaffen, am Abend in London zu sein. Zudem hatten wir beschlossen, uns gegenseitig am Lenkrad abzuwechseln.

Während Bill sich auf die Straße und deren enge Kurven

konzentrierte, glitten meine Gedanken ab. Ich schaute zwar aus dem Fenster, von der Landschaft sah ich so gut wie nichts. Manche Blätter hatten schon eine andere Farbe bekommen. Sie sahen aus, als wären sie verchromt, wenn Sonnenstrahlen gegen sie fielen.

Auch Bill störte mich nicht. Er wußte, daß sich meine Gedanken um Jane Collins drehten. Völlig allein lag sie in der Klosterzelle.

Nicht lebend und auch nicht sterbend.

War das überhaupt ein Leben?

Für mich nicht. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen. Zudem war ich mir sicher, daß dieser Zustand nicht für alle Ewigkeiten anhalten würde. Irgendwann mußte etwas geschehen, die andere Seite hatte nie völlig tatenlos zugeschaut.

Es fiel mir sehr schwer, meine Gedanken vom Kloster zu lösen.

Auf mich wartete London und, da war ich mir sicher, bestimmt wieder neuer Ärger.

»John, mach ein anderes Gesicht«, sagte Bill.

»Wieso?«

»Du siehst aus, als würdest du nur Trübsal blasen.«

Ich hob die Schultern. »Nach einem freudigen Lied steht mir wirklich nicht der Sinn.«

Vor der nächsten Bemerkung legte Bill eine Pause ein. Der Porsche schoß in eine enge Kurve und wurde Sekunden später wieder aus ihr herauskatapultiert. »Eigentlich kannst du froh sein, daß alles noch glimpflich abgelaufen ist. Es hätte auch schlimmer kommen können. Viel schlimmer, John…«

Über diese Worte dachte ich nach. Viel schlimmer, hatte Bill Conolly gesagt.

Ja, im Prinzip hatte er recht. Jane lag im Kloster und lebte. Ich hätte sie ebensogut begraben können. Tief in feuchter, kalter Erde.

»Was ist los?« fragte der Reporter.

Diesmal lächelte ich. »Bill, du hast recht gehabt. Es hätte wirklich schlimmer kommen können.«

»Sag ich doch«, erwiderte der Reporter und gab Gas…

***

Der Mörder war eine Frau!

Diese Tatsache mußte Shao erst einmal verkraften. Aber war sie wirklich eine normale Frau?

Die Chinesin wollte sich damit nicht abfinden. Die Gestalt, wesentlich kleiner als sie und mit der türkisfarbenen Haut, stand da, schaute sie an und entließ Worte, die Shao nicht verstand. Sie waren in einer ihr fremden Sprache gesprochen und zischten ihr entgegen.

Dabei hatte Shao das Gefühl, als wollte die andere sie warnen, sich auf keinen Fall auch nur einen Schritt zu nähern.

Die Chinesin wartete.

Mit ihren Blicken fixierte sie die andere, sah auch das Gewand, das sie trug und dessen Stoff von dünnen Goldfäden durchzogen war. In der rechten Hand hielt sie den seltsamen Stab, der an seinem oberen Ende in den Teil einer Spirale überging.

Der Stab faszinierte Shao. Sie wußte im Moment nicht, wo sie ihn hinstecken sollte, war sich aber sicher, ihn schon einmal gesehen zu haben. Zwar nicht in natura, jedoch auf Abbildungen in irgendwelchen Büchern oder Zeitschriften.

Gehörte auch er zur Mordwaffe? Shao konnte es sich nicht vorstellen, aber was war in diesem Fall schon normal? Nichts war normal, nichts verstandesmäßig zu begreifen. Das Wesen vor ihr gehörte nicht in diese Welt, es mußte woanders herstammen. Die Kleidung paßte in die Vergangenheit. Konnte man das von diesem Wesen auch behaupten? War es ein Relikt aus einer alten Zeit?

Shao wußte es nicht zu sagen. Sie hatte Angst und fühlte sich gleichzeitig auf eine seltsame Art und Weise von dieser kleineren Person da vorn angemacht und hingezogen.

Durch ihren Körper lief ein Schütteln, bevor sie es wagte, den rechten Fuß vorzusetzen.

Und so ging sie.

Gleichzeitig hatte sie das Gefühl, auf einer Insel zu stehen. Der normale Straßenlärm ging sie nichts an. Er brauste an ihr vorbei, sie nahm ihn nicht einmal wahr.

Nur die Frau interessierte sie.

Dieses Relikt einer fernen Zeit, das vielleicht Jahrtausende überlebt hatte und in die Gegenwart gekommen war, auf welche Art und Weise auch immer.

Wieder klang das warnende Zischen auf.

Für Shao hatte sich der Tonfall verändert. Es kam ihr vor wie eine süße Lockung, die sie hineinzog in eine seltsame Sphäre, wo Zeiten und Räume miteinander verschmolzen. Wo die Vergangenheit wieder lebendig wurde und sich wie ein Keil in die Gegenwart hineinschob.

Die Vergangenheit…

Shao hörte seltsame Klänge in ihrem Hirn, sie vernahm Stimmen, die in einer fremden Sprache redeten, sie sah das Gesicht der Frau und hatte das Gefühl, in die großen Augen hineintauchen zu können.

»He, was machen Sie denn da? Weg da! Oder kommen Sie her! Hier wird gleich die Polizei erscheinen!«

Shao vernahm die Worte. Dennoch hatte sie das Gefühl, als wäre der Sprecher nicht vorhanden. Sie interessierte einzig und allein die Frau mit den schwarzen Haaren, die einen Menschen getötet hatte.

Die andere senkte den Arm.

Und damit auch den Stab.

Obwohl Shao es aus sich heraus nicht wollte, bekam sie den Befehl, ihren rechten Arm auszustrecken.
Das tat sie auch. Und schon Sekundenbruchteile später berührte sie der Stab.
Der Schrei blieb Shao im Halse stecken. Die Welt um sie herum veränderte sich.
Licht, Blitze und gleichzeitig aus der Ferne kommende dunkle Schatten schluckten sie wie ein gieriges Maul.
Einen Lidschlag später war die Stelle, wo Shao und die fremde Frau gestanden hatten, leer…

***

Suko stöhnte auf, als hätte er eine schwere Last zu tragen. Kenne sich da einer in den Frauen aus! Er jedenfalls nicht. Jetzt war er einige Jahre mit Shao zusammen und hatte angenommen, sie zu kennen, und dann passierte so etwas.
Sie ging einfach weg und ließ ihn am Ufer der Themse und auf dem Victoria Embankment stehen. Suko schaute über die breite Straße. Nein, Shao kehrte nicht zurück. Sie war längst in der Menschenmasse verschwunden und saß bestimmt in einem der zahlreichen Bierlokale auf der gegenüberliegenden Seite.
Suko ging das Problem realistisch an. Wenn er ehrlich war, mußte er zugeben, daß eigentlich er daran die Schuld trug. Er hätte nicht nur von seinen Problemen reden sollen. John und Bill mußten auch mal allein zurechtkommen. Zu sehr hatte er Shao in der letzten Zeit allein lassen müssen, da war es nur natürlich gewesen, daß sich die beiden einen lockeren Abend machen wollten.
Er hatte ihn seiner Partnerin verdorben. Als Suko zu diesem Entschluß gekommen war, dachte er gleichzeitig weiter und beschloß, die Sache wieder ins reine zu bringen.
Er wollte sich bei Shao entschuldigen.
Suko stieß sich vom Gitter ab. Es standen ihm zahlreiche Lokale zur Verfügung, die er durchsuchen mußte. Eine halbe Stunde würde es sicherlich dauern. Zudem glaubte er nicht daran, daß Shao nach Hause gefahren war. Dort konnte sie sich kaum amüsieren.
Er blickte nach links und sah automatisch die hohe schlanke Steinsäule, die wie eine Nadel in den Himmel ragte. Und eine Nadel sollte der Obelisk auch darstellen, denn dieser Granitfinger trug den Spitznamen »Nadel der Cleopatra«.
Sie war ein Kunstwerk und wurde bewacht von zwei steinernen Löwen mit Frauenköpfen.
Den Sphinx!
Dieses Denkmal gehörte zu den Touristenattraktionen am Victoria Embankment und war für viele Amateurfotografen ein beliebtes

Zielobjekt. Sukos Blick streifte das Denkmal nur. Er wollte seinen Kopf schon abwenden, als er mit den Augen zwinkerte.

Für einen winzigen Moment hatte sich die Struktur der Nadel verändert. Ein heller Schein war von oben nach unten durch ihren »Leib« gefahren und hatte sie durchsichtig werden lassen. Im nächsten Augenblick war es vorbei. Die Nadel stand wieder so da wie zuvor.

Suko hob die Schultern. Er glaubte an eine Täuschung. Wahrscheinlich war das konzentrierte Licht der Autoscheinwerfer für einen Moment über das Denkmal gehuscht und hatte es deshalb so aussehen lassen.

Kein Grund zur Beunruhigung…

Suko mußte genau an der Ampel stehenbleiben, wo auch Shao die Straße überquert hatte. Die Anzahl der vorbeirollenden Wagen bildete eine fast nie abreißende Reihe. Laternenlicht fiel auf den farbigen Lack der Karossen und ließ diese aussehen wie bunte Spiegel.

Auspuffgase wehten wie dünne Nebelschleier. Heiße Musik schallte aus Radios oder Recordern. Jeder junge Londoner, der nicht zu Hause sitzen wollte, versuchte an diesem Tag noch einmal den lauen Abend zu genießen, und manche schauten mit gierigen Blicken, ob sie etwas aufreißen konnten.

Auch Suko war eingekeilt von wartenden Menschen. Er vernahm ihre Stimmen. Jede klang anders. Eins allerdings hatten sie gemeinsam. Eine gewisse Portion an Hektik und Erwartung. Oft genug klang das Lachen unecht. Die Leute selbst steckten voller Unruhe.

Sie schoben, drängten und konnten nicht ruhig auf der Stelle stehen, denn niemand wollte es versäumen, die Straße bei der ersten Grünphase zu überqueren, um so rasch wie möglich die Bierlokale auf der anderen Seite zu erreichen.

Endlich schaltete die Ampel um. Direkt hinter Suko hatten junge Leute eine Kette gebildet. Sie hakten sich gegenseitig ein und stürmten mit lauten Rufen auf den Lippen los.

Ob Suko wollte oder nicht, er wurde unweigerlich vorangeschoben. Als er sich etwa auf der Fahrbahnmitte befand, noch dicht vor der Baumallee, die zwei Straßenseiten trennte, geschah es.

Die Schreie übertönten alles.

Und sie flogen wie eine Schallwoge von der anderen Straßenseite heran. In irgendeinem der Lokale mußte etwas passiert sein. Suko dachte automatisch an Shao. Gleichzeitig reagierten die Leute hinter ihm. Die im Lokal waren entsetzt, diejenigen, die nicht wußten, was vorgefallen war, nur mehr neugierig.

Und sie rannten. Suko wurde in den Rücken gestoßen, geschoben und sah sich eingekeilt von Vergnügungssüchtigen.

Er mußte mithalten, ob er wollte oder nicht, und so schaffte er es in Rekordzeit, die Straße zu überqueren.

Auf der gegenüberliegenden Seite war ebenfalls der Teufel los.

Aus einem Lokal, das rechts vor Suko lag, kamen die Gäste gestürmt. Dabei nahmen sie keine Rücksicht auf den engen Gehsteig.

Sie liefen auf die Fahrbahn, so daß einige Fahrer Vollbremsungen machen mußten.

Es glich schon einem Wunder, daß es zu keinem Unfall kam.

Auch in den anderen Lokalen war man aufmerksam geworden.

Zahlreiche Gäste saßen draußen vor der Tür. Sie waren ebenfalls aufgesprungen und liefen in die Richtung, wo das Schreckliche geschehen sein mußte.

In diesem Chaos aus Menschenleibern nach Shao zu suchen, war für den Chinesen so gut wie unmöglich. Obwohl er einer der ersten war, die die andere Seite erreichten, schaffte er es nicht. Wiederum sah er sich eingekeilt und mußte sich seinen Weg bahnen.

Wer von den Leuten aus dem Lokal kam, konnte Suko an den Gesichtern ablesen, die all die Schrecken zeigten, die die Menschen hinter sich hatten. Sie waren blaß geworden, hatten die Augen weit aufgerissen und schüttelten die Köpfe. Dabei sprachen sie Worte, die sie wohl kaum selbst verstanden. Es waren aus der Panik geborene Reaktionen.

»Er ist tot!«

»Verdammt, man hat ihn gekillt…«

Diese und ähnliche Sätze vernahm Suko, so daß er sehr rasch Bescheid wußte.

Es hatte also einen Mord gegeben!

Suko schluckte ein paarmal, bevor er sich mit den Ellenbogen einen Weg zu dem entsprechenden Tatort bahnte. Einfach war dies nicht. Manche Gaffer standen wie der Teil einer Mauer, und Suko sah sich gezwungen, die Hindernisse regelrecht aus dem Weg zu räumen.

Schließlich mußte er klettern, denn die Gäste hatten in ihrer Panik die vor dem Lokal stehenden Tische und Stühle umgeworfen, so daß auch sie Hindernisse bildeten, die zunächst überwunden werden mußten.

Auch die übrigen Zuschauer hatten inzwischen vernommen, was dort gelaufen war. Der Schock darüber war größer als ihre Neugierde. Deshalb blieben sie vorerst stehen, schauten sich an und trauten sich nicht, das Lokal zu betreten.

Auch Rufe nach der Polizei wurden laut.

»Ist schon alarmiert!« hörte Suko eine Stimme. Genau in dem Augenblick, als er sein Hindernisrennen hinter sich hatte und das Lokal betreten konnte.

Dort herrschte ebenfalls das reine Chaos. Kein Stuhl stand mehr so, wie er hätte stehen müssen. Mit den Tischen verhielt es sich ebenso.

Nur eine Ausnahme gab es.

Im Hintergrund, nahe eines Vorhangs und sogar ein wenig erhöht, entdeckte Suko einen kleinen runden Tisch, vor dem jemand saß und nach vorn gesunken war. Er lag mit dem Kopf auf der Tischplatte. Das konnte der Inspektor deutlich erkennen.

Bevor er den Tisch erreichte, stellten sich ihm zwei Männer in den Weg. Sie trugen Schürzen und gehörten zum Personal. In ihren Gesichtern sah Suko die Angst.

»Da können Sie nicht hin. Der ist tot, man hat ihn ermordet. Die Polizei wird…«

»Die Polizei ist hier«, erklärte Suko und zeigte den beiden seinen Ausweis, den sie staunend betrachteten.

»So schnell?«

»Ich hielt mich zufällig in der Nähe auf.«

»Ja, dann…« Sie hoben die Schultern und gaben den Weg frei.

Suko schaute sich die Leiche an. Der Ermordete war in seinem Stuhl zusammengesunken. Mit der Stirn lag er auf der Tischplatte.

Eine Blutlache hatte sich auf dem Tisch ausgebreitet. Sie war aus der Wunde im Nacken geströmt, in der noch die Mordwaffe steckte.

Im ersten Moment dachte Suko an ein Messer. Bis er genauer hinschaute und eine spitze Nadel oder eine Scherbe erkannte, die jemand in den Nacken gestoßen haben mußte.

Und das sehr raffiniert, denn Suko konnte gar nicht anders, als auf den Vorhang zu schauen, der sich direkt an den Tisch anschloß.

Er sah auch den Spalt.

Der Inspektor war ein Mann rascher Entschlüsse. Ein schneller Griff, und er hatte den Spalt so weit offen, daß er hindurchschlüpfen konnte. Er betrat den Raum, in dem sich auch Shao ohne sein Wissen kurz zuvor aufgehalten hatten.

Vom Killer keine Spur. Dafür vernahm er Stimmen. Er konnte die Sprecher erst sehen, nachdem er durch eine Tür einen normalen Gang betreten hatte, wo auch die Toilettenräume lagen und ebenfalls die Küche. Auf dem Gang standen vier Männer und eine Frau, die sich so angeregt unterhielten, daß sie Suko nicht sahen.

Einer sprach mit lebhaften Gesten und deutete ständig auf die Hoftür. »Da hat sie gestanden. Genau dort im Hof, und plötzlich war sie weg. Sie reagierte auch nicht auf meinen Anruf. Und die andere Gestalt erst recht nicht. Das war schlimm, kann ich euch sagen. Wie ein Geist oder so ähnlich…« Ihm fehlten jetzt die Worte.

Suko hatte die Sätze nicht nur verstanden, er fand sie sogar interessant. Es war von einer Frau gesprochen worden, die plötzlich verschwunden war.

Er ging näher und wurde erst jetzt von der Gruppe bemerkt. Im ersten Moment schwiegen sie, dann wollten sich die Leute aufregen, doch Suko nahm ihnen den Wind aus den Segeln.

»Polizei«, sagte er und ließ sie seinen Ausweis sehen.
»Jetzt schon?«
»Ja.« Der Inspektor lächelte und deutete auf den Sprecher der Gruppe. »Kann ich mit Ihnen einmal reden, Mister?«
Der andere wurde blaß. »Weshalb?«
Suko lächelte, um dem Zeugen die Scheu zu nehmen. »Ihre Beobachtungen sind für mich sehr interessant.«
»Ach, das ist doch nichts.«
»Doch, kommen Sie.« Suko nahm ihn am Arm. »Das war doch im Hof, wie ich hörte.«
»Ja.«
»Gehen wir hin.«
Der Zeuge nickte. Schon bald standen die beiden dort, wo auch Shao gestanden hatte. Und Suko hörte sich die Geschichte des Mannes an. Er hatte die Frau noch zurückholen wollen, aber sie kam nicht. Im Gegenteil, mit der anderen verschwand sie plötzlich.
»Sagen Sie, Mister, wie sahen die beiden Frauen aus.«
»Die eine komisch.«
»Wie das?«
»Sie war ziemlich klein, hatte schwarze Haare, fast wie ein Bubikopf und ein Gewand an, das manchmal golden leuchtete. Und sie hielt so einen komischen Stab fest.«
»Wie komisch?«
»Weiß ich auch nicht. An seinem Ende bildete er so etwas wie eine Spirale. Ich glaube auch, daß der aufgeleuchtet hat. Dann waren die beiden verschwunden.«
»Ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen?« fragte Suko.
»Ja, die Haut. Sie war dunkel.«
»Wie bei einer Negerin?«
»Nein, anders. Vielleicht blau.« Der Mann verzog das Gesicht.
»Aber genau weiß ich das nicht mehr.«
»Okay.« Suko nickte. »Kommen wir zu der anderen Frau. Was ist Ihnen an ihr aufgefallen?«
»Sie kam nicht von hier. Ich meine, nicht aus Europa, sondern aus Asien. Vielleicht aus China oder Japan…«
Suko hörte die weiteren Worte des Zeugen kaum, denn nun hatte er eine Bestätigung bekommen. Die ganze Zeit über hatte er es befürchtet. Jetzt wußte er Bescheid.
Die andere war Shao gewesen!
Und sie mußte völlig ahnungslos in diese Falle hineingetappt sein. Der Inspektor schüttelte den Kopf. Sofort kamen die Vorwürfe.
Er hätte sie nicht gehenlassen sollen. Er hätte… er hätte …
»Die Puppe sah übrigens stark aus«, hörte er den Zeugen weiter sagen. »Wirklich…«

Suko winkte ab. »Schon gut, das interessiert mich jetzt nicht.« Er hatte es geschafft und seiner Stimme einen normalen Klang gegeben. »Die Chinesin hat sich nicht gewehrt?«

»Nein, sie sprach mit der anderen. Ich wollte sie noch zurückholen, aber sie hörte nicht.« Der Mann schaute Suko prüfend ins Gesicht. »Sagen Sie mal, Sie sind doch auch Chinese oder so. Kannten Sie die Frau vielleicht?«

Suko hatte keine Lust, dem anderen die Wahrheit zu sagen, deshalb winkte er ab. »Es gibt in London viele Chinesen. Reiner Zufall, verstehen Sie?«

»Klar.«

»Sie werden sich uns zur Verfügung halten, da wir Sie sicherlich noch benötigen. Bleiben Sie also in der Nähe.«

»Selbstverständlich, Sir.« Er räusperte sich. »War das zunächst alles?«

»Das war es.«

Sie gingen wieder zurück, als Suko aus dem Lokal Stimmen hörte.

Den Anweisungen nach zu urteilen, die jemand gab, konnte es sich bei den Männern nur um die Mitglieder der Mordkommission handeln.

Suko fragte noch nach dem Namen des Zeugen.

»Nick Spencer, Sir.«

»Okay, Nick, wie gesagt, Sie warten.«

»Ich gehe dann zu den anderen.«

Damit war Suko einverstanden. Als er wenig später den Vorhang zur Seite zog, schaute er in das überraschte Gesicht eines uniformierten Polizisten. »He, wo kommen Sie denn her?« wurde der Inspektor angesprochen, bevor der Mann sich umdrehte und seinen Chef rief, der soeben zu einer Wanderung durch das Lokal angesetzt hatte.

Suko kannte den Leiter der Mordkommission. Es war Chiefinspektor Cavendish, ein grauhaariger Profi, der schon seine Jahre auf dem Buckel hatte und sich nichts vormachen ließ.

Er hatte früher auch zu den Kollegen gehört, die der Arbeit des Sinclair-Teams skeptisch gegenüberstanden. Dies hatte sich in der letzten Zeit geändert.

Zwar verfiel Cavendish nicht gerade in Ströme der Begeisterung, aber er nahm Sukos Anwesenheit positiv zur Kenntnis, indem er sagte: »Mischen Sie mit?«

»Sieht so aus!«

Die Männer reichten sich die Hände.

»Wo steckt eigentlich ihr Kollege Sinclair? Sie sind doch sonst unzertrennlich.«

»Er ist in Schottland.«

»Ja, da gehört er auch hin.«

»Dafür halte ich in London die Stellung, wie Sie sehen, Herr Kollege.«

»Richtig. Und was ist hier geschehen?«

Suko hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Ich weiß nur, daß es einen Mord gegeben hat. Mehr nicht.«

»Wir werden sehen.«

Der Arzt untersuchte den Toten, ein Fotograf knipste Bilder vom Tatort. Cavendish deutete in die Runde. »Sieht mies aus. In diesem Durcheinander kann man keine Spuren finden.«

»Da sagen Sie was.«

»Wie sieht es denn mit Zeugen aus?«

Suko hob die Schultern. Er hatte es schon auf den Lippen gehabt, dem Chiefinspektor von Spencers Beobachtungen zu berichten, als er dennoch den Mund hielt. Nein, das war zu unglaublich für den Polizisten. »Man müßte das Personal befragen«, sagte er statt dessen.

»Zwei meiner Männer unterhalten sich bereits mit den Kellnern.«

»Sie können sich die Leiche jetzt genauer anschauen«, sagte der Fotograf. »Ich bin fertig.«

»Gut.«

Die Aufgabe übernahmen Suko und Cavendish gemeinsam. Sie leerten die Taschen, fanden Geld, Zigaretten, zwei Taschentücher, ein Taschenmesser, einen Kamm mit zerbrochenen Zinken und eine Brieftasche aus sehr weichem Leder.

Die war am interessantesten. Der Chiefinspektor klappte sie auf.

Ein Ausweis steckte in einem Fach.

»Ed Fisher heißt der Mann.« Cavendish hob den Kopf und schaute Suko an. »Haben Sie den Namen schon einmal gehört?«

»Nein.«

»Schade, ich auch nicht.«

»Gibt es noch mehr Hinweise auf seine Identität?«

»Ich schaue mal nach.« Cavendish räumte die einzelnen Fächer leer und fand noch eine Visitenkarte des Toten, auf der Fisher seinen Beruf angegeben war.

Archäologe.

Cavendish lachte. »Ein Wühler also«, sagte er. »Damit hätte ich nicht gerechnet.« Er blickte auf den Toten und vor allen Dingen auf die Mordwaffe im Hals der Leiche. »Ein seltsamer Beruf und eine sehr seltsame Waffe, mit der man ihn getötet hatte. Bekommen Sie da etwas zusammen, Inspektor?«

»Nein.«

»Das wird wieder ein Knackfall, befürchte ich«, sagte der Chiefinspektor. »Und zwar ein verdammt harter.«

»Sir.« Jemand von Cavendishs Leuten kam herbei. Im Schlepptau einen Kellner. »Dieser Mann hat noch etwas zu dem Fall zu sagen. Hören Sie sich das mal an.«

Dem Kellner war nicht wohl in seiner Haut, das erkannte man an seinem blassen Gesicht, in dem die Schweißperlen wie kleine Kugeln

lagen. »Ich habe nicht viel gesehen, Sir, die beiden nur bedient.«
»Die beiden?«
»Ja, er war nicht allein. Eine junge Frau oder ein Mädchen saß noch bei ihm.«
»Und das ist verschwunden?«
»Genau, Sir. In der ganzen Aufregung war sie plötzlich nicht mehr aufzufinden. Die hat vielleicht geschrien, als der Tote nach vorn kippte…« Der Kellner schüttelte den Kopf. »So etwas habe ich noch nie gehört, das kann ich Ihnen sagen.«
»Dann ist sie verschwunden?« fragte Suko.
»Richtig. Weggelaufen wie die anderen. Der Schock.«
»Kannten Sie beide Gäste?« wollte der Inspektor wissen.
»Nein. Hier herrscht im Sommer ein unwahrscheinlicher Betrieb. Wir haben nur im Winter Stammgäste. In der heißen Jahreszeit leben wir von der Laufkundschaft.«
Cavendish wandte sich an Suko. »Sieht nicht gut aus, wie?«
»Das meine ich auch.«
Der Chiefinspektor lockerte seinen Krawattenknoten. »Sie haben doch Kollegen. Kennen die denn wenigstens das Opfer oder dessen Freundin?«
»Ich glaube nicht.«
»Okay, wir werden sie fragen.«
»Aber da ist noch etwas, Sir. Wir haben gesehen, daß eine schwarzhaarige Frau durch den Vorhang geschlüpft ist. Das war kurz nach der Tat. Sie muß den Mörder verfolgt haben.«
»Und wo ist die Frau?«
Der Kellner hob die Schultern.
Suko schwieg. Er konnte Cavendishs Wut verstehen, als dieser mit der flachen Hand gegen seinen Oberschenkel schlug. »Das ist doch ein Mist hoch drei. Wo man hingreift, sind alle verschwunden. Keine Zeugen, keine Spuren. Solche Fälle liebe ich.«
»Da kann ich doch auch nichts dafür.«
»Klar.« Cavendish wandte sich wieder an Suko. »Was sagen Sie dazu?«
»Rätselhaft ist das Ganze schon, das gebe ich zu.«
»Ein Fall für Sie?«
»Möglich.« Er deutete auf den Toten. »Lassen Sie erst die Leiche untersuchen, dann sehen wir weiter.«
»Worauf Sie sich verlassen können.«
Suko verdrückte sich in den Gang, wo die Toiletten lagen. Seinen Zeugen fand er rauchend in der Küche sitzen. Der Mann nahm hin und wieder einen Schluck aus der Ginflasche. Er war schon leicht angetrunken und faselte ununterbrochen etwas von verschwundenen Frauen.

Suko ärgerte sich, daß er den anderen nicht mehr vernehmen konnte. Er holte sich nur noch dessen Adresse.

Wenig später hatte sich Suko empfohlen. Als er das Bierlokal verließ, sah er die Sperre aus Polizisten vor der Gaststätte. Sie war auch nötig, denn noch immer drängten sich zahlreiche Neugierige auf dem Gehsteig zusammen.

Suko bahnte sich seinen Weg. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Fall und dem Verschwinden von Shao.

Es war klar, daß Schwarze Magie mit hineinmischte. Eine seltsame Frau mit einem gefährlichen Stab, ein toter Archäologe, wo gab es da einen Zusammenhang?

Suko wußte keinen. Doch er wollte alles daransetzen, um Shao wieder zurückzuholen.

Und wenn er dabei in die Hölle mußte!

***

Der nubische Sklave trug nur einen Lendenschurz. Seinen muskulösen Körper hatte er mit einem Öl eingerieben, so daß die Haut wie eine fettige Schwarte glänzte.

In der rechten Hand trug er einen schweren Stab, an dessen Ende sich eine Rundung befand. Dieser Stab übernahm die Funktion eines Klöppels, denn der glatzköpfige Nubier mit den gorillaähnlichen Gesichtszügen hielt sich dicht neben einem gewaltigen Gong auf, der bereits die Größe eines Wagenrads angenommen hatte.

Der Gong schimmerte bronzefarben, und er hing von der Decke einer gewaltigen Säulenhalle.

Unbeweglich, als wäre er selbst eine Säule, stand der Nubier neben dem Gong. Er war ein furchteinflößender Geselle. Seine Hände konnten Baumstämme umfassen, die Muskeln an den Armen und Beinen sprangen wie Hügel hervor, und die Adern glichen dicken Strängen. Er hatte beim Pyramidenbau geholfen, war sogar Aufpasser gewesen, bis ihn sich eine schöne Frau als Sklave in ihr Haus geholt hatte.

Er bewachte sie und war ihr treu ergeben. In ihrem Namen hatte er Feinde getötet, und er würde für sie auch in den Tod gehen.

Noch wartete er, aber er wußte, daß die Stunde des Abschieds nahte. Es sollte kein prunkvolles Fest mehr werden, aber seine Herrin hatte ihm etwas versprochen.

Was das war, wußte er nicht.

Aus dem Hintergrund der Halle vernahm er Schritte. Die drei Dienerinnen seiner Herrin näherten sich, und für den nubischen Sklaven war dies das Zeichen.

Er schwang den Klöppel in die Höhe. Weit holte er aus. Dann schlug er zu.

Der Klöppel hieb gegen den Gong. Das Metall begann zu zittern.

Ein mächtiger Ton schwang, wie von unsichtbaren Wolken getragen, durch die Halle und kündete mit diesem Schlag an, daß die Herrin bereit war, ihre drei Dienerinnen zu empfangen.

Selbst die Flammen der verteilt stehenden Fackeln begannen zu tanzen, als der Gong ertönte und sein Echo nur allmählich verrollte.

Der Nubier ließ den Klöppel sinken. Er stellte ihn so hin, das sein rundes Ende zwischen seinen Fußspitzen stand und er sich mit seinen breiten Pranken auf dem anderen aufstützen konnte.

So wartete er.

Die Schritte wurden lauter. Aus dem Hintergrund der Halle schälten sich drei Gestalten. Sie trugen kostbare Gewänder, sahen aus wie Drillinge, denn jede von ihnen besaß den gleichen Gesichts-und auch Haarschnitt. Gemessenen Schrittes näherten sie sich dem nubischen Sklaven, und ihre Blicke glitten dabei an seiner Gestalt hoch.

Im gorillaähnlichen Gesicht des Mannes rührte sich nichts. Es blieb wie gemeißelt, und auch als die drei Frauen vor ihm stehenblieben, tat er nichts. Er wurde angesprochen.

»Ist die Herrin bereit, uns zum letztenmal zu empfangen?«

»Sie ist es!«

»Dann dürfen wir zu ihr?«

Der dunkelhäutige Nubier überlegte einen Augenblick, bevor er nickte und sich umwandte. Neben dem Gong verengte sich die Halle, als befände sich dort eine Bühne.

Eine vierstufige Treppe führte in die Höhe und endete an einem Vorhang aus kostbarer Seide.

Der Sklave lief geschmeidig die Stufen hoch, packte mit einer Hand den Vorhang und zog ihn auseinander.

Er lief wie von selbst zur Seite und gab den Blick frei auf ein herrschaftliches Gemach.

Prunkvoll war die breite Liege. Umgeben von Kissen und hohen mit Obst gefüllten Schalen, stand sie im Mittelpunkt dieser »Bühne«.

An den Seiten brannten kleine Feuer. Ihre Flammen zuckten geisterhaft. Sie leuchteten mal grün, mal blau, dann wieder rot oder gelb.

Ihr Widerschein fiel auf eine wunderschöne Frau, die auf der Seite liegend und dabei aufgestützt ihren Körper auf das prunkvolle Bett drapiert hatte.

Die Frau besaß schwarzes halblanges Haar. Ihr Gesicht war fein geschnitten, die Augen waren sehr dunkel, die Brauen schmal und wie rasiert. Der Mund weich und voll. So bot er eine Verlockung für jeden Mann. Auf der zarten Wangenhaut schimmerten winzige Goldplättchen, die sich wiederum innerhalb des kostbaren Gewandes wiederfanden, das den Körper der Liegenden umschmeichelte.

Blau, rot und türkis. Diese Farben herrschten vor. Man hatte viel Stoff verwendet. In mehreren Bahnen lag er übereinander und war dennoch so durchsichtig, daß sich der ebenmäßige Körper darunter abzeichnete.

Die Frau hatte lange Arme, sehr schmale Hände und dunkel lackierte Nägel. Zwischen ihren Fingern balancierte sie eine Weintraube, die sie zunächst anschaute und dann zwischen ihre perlweißen Zähne steckte, um sie zu zerknacken.

Im Hintergrund richteten sich zwei gezähmte Löwen auf, die anfingen zu knurren, doch mit einer Handbewegung zum Schweigen gebracht wurden. Man hatte die Tiere aus Rom kommen lassen und sie der Frau zum Geschenk gemacht.

»Deine Dienerinnen«, meldete der nubische Sklave mit einer seltsam hohen Stimme. »Sie kommen zu einem Abschiedsbesuch, o Herrin.«

»Ich danke dir, Usanga, und ich werde dich nicht vergessen. Tritt jetzt zur Seite und laß die drei näherkommen.«

Der Sklave tat, was man ihn geheißen hatte.

Die Frauen setzten sich in Bewegung. Ihre Schritte waren kaum zu hören. Als sie die unterste Stufe der Treppe erreicht hatten, verneigten sie sich so tief, daß ihre Stirnen das kalte Gestein berührten.

Sie richteten sich wieder auf und sagten wie im Chor.

»Wir grüßen dich, hochverehrte Cleopatra…«

***

Suko war nicht nach Hause gefahren. Er hatte im Bereitschaftsraum des Yard auf einem Feldbett übernachtet.

Übernachtet war genau der richtige Ausdruck, denn geschlafen hatte er kaum.

Shaos Schicksal wollte ihm nicht aus dem Kopf. Wo konnte seine Freundin stecken?

In einer anderen Zeit, in einer anderen Dimension?

Suko drückte seinen Körper zur Seite und setzte sich auf. Den Kopf stützte er in beide Hände. Er fühlte sich so zerschlagen, als hätte er eine Nacht durchgezecht.

Es dauerte Minuten, bis es soweit war, daß er aufstehen und in den Waschraum gehen konnte. Dort traf er noch Kollegen von der Nachtschicht, die Feierabend hatten und sich rasierten. Suko mußte sich spöttische Bemerkungen gefallen lassen, was sein Aussehen anging. Er kümmerte sich nicht darum, wusch sein Gesicht und trocknete sich mit dem billigen Kratzhandtuch ab.

Danach betrat er das Büro, stickige Luft empfing ihn. Glenda war noch nicht da. Den Tee kochte Suko sich selbst. Während das Getränk zog, schaute er aus dem Fenster.

Über London fegte ein steifer Wind. Von Westen her wurden

Wolkenberge herangetragen. In den vergangenen Stunden hatte es einen Wetterumschwung gegeben. Die Sommerzeit schien vorbei zu sein. Erste Blätter wurden von den Bäumen geholt und taumelten durch die Luft.

Suko betrat wieder das Vorzimmer und holte seinen Tee. Er trank ihn langsam. Sonst freute er sich immer auf das Getränk, jetzt wollte es ihm nicht schmecken, da sich seine Gedanken allein um Shao drehten. Wohin konnte sie verschwunden sein?

Die Tür zum Vorzimmer wurde aufgestoßen. An den schnellen Schritten erkannte Suko Glendas Gang. Sie schaute in das nebenanliegende Büro und riß überrascht die Augen auf, als sie Suko am Schreibtisch sitzen und Tee trinken sah.

»Du bist schon hier?«

»Wie du siehst.«

Glenda hatte sich einen hellen Staubmantel übergestreift. Sie öffnete den Gürtel und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Hat man, dich zu Haus rausgeworfen. Außerdem… du siehst aus, als hättest du durchgemacht.«

»So fühle ich mich auch.«

Glenda kam einen Schritt näher. »Was ist denn geschehen?« fragte sie.

»Shao ist verschwunden.«

»Nein!« Sie preßte ihre Hand dorthin, wo das Herz schlug. Zwischen der Handfläche und der Haut befand sich noch der Stoff einer roten Bluse. »Das darf doch nicht wahr sein.«

»Ist es aber.«

»Wie konnte das geschehen?«

Suko hob die Schultern. »Das ist eine komplizierte Geschichte, die sich zudem unglaublich anhört…«

»Erzähle.« Glenda behielt den Mantel an und nahm auf John Sinclairs Bürostuhl Platz.

Suko berichtete. Er sprach mit leiser Stimme, und die dunkelhaarige Frau merkte, wie nahe es ihm ging. Sie wußte, daß der Inspektor an seiner Freundin hing. Suko verschwieg auch nicht, daß er sich mit Shao gestritten hatte.

»Eine gewisse Schuld hast du auch«, stand Glenda der Chinesin bei. »Man kann nicht nur immer über seine Probleme reden oder über Fälle. Auch Shao hat Wünsche. Sie ist eine Frau, Suko, und Frauen reagieren manchmal nicht so logisch, wie ihr Männer es euch immer vorstellt.«

»Das habe ich bemerkt.«

»Und jetzt?«

Suko hob die Schultern. »Ich werde die Spur des Ermordeten aufnehmen. Vielleicht komme ich über ihn zu Shao.«

»Er war Archäologe?«
»Das stand auf seiner Visitenkarte.«
»Man müßte wissen, mit welch einem Gebiet er sich beschäftigt hat. Wie ich weiß, gibt es keine Archäologen, die sich für alles interessieren. Jeder hat sein Spezialgebiet. Hast du dir darüber schon mal Gedanken gemacht?«
»Bis jetzt nicht.«
»Ich denke da an Atlantis. Vielleicht hat sich dieser Ermordete für Atlantis interessiert.«
Suko nickte. »Das ist nicht schlecht kombiniert. Du meinst also, daß die Gestalt, die von dem Zeugen gesehen worden ist, aus Atlantis stammt.«
»Ja.«
»Wobei die Beschreibung eher in eine andere Richtung hindeutet«, gab Suko zu verstehen.
»In welche?«
»Das schwarze Haar, der Pagenkopf. Das könnte auch das alte Ägypten sein.«
»Was hast du denn damit zu tun?«
»Ich nicht. Aber vielleicht Shao.«
»Dann hätte sie ja Geheimnisse vor dir gehabt.«
»Kann ich mir nicht vorstellen.«
Glenda lachte. »Du kennst die Frauen nicht.«
Sie wechselte das Thema. »Wie ist es eigentlich mit John und Bill? Die beiden müßten längst wieder in London sein. Sie wollten doch am vergangenen Abend eintreffen.«
»Ich war nicht in meiner Wohnung.«
»Ruf mal an.«
Suko hob die Schultern. »Wenn John da ist, wird er schon kommen«, sagte er müde.
»Jetzt schmeiß nur nicht die Flinte ins Korn«, hielt ihm Glenda entgegen, der Suko in dieser Stimmung überhaupt nicht gefiel. »Du bist doch sonst nicht so.«
»Aber jetzt geht es mir nicht besonders. Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht.«
Das Telefon meldete sich. Suko hob ab und hörte gebannt zu, während sich seine Gestalt straffte.
Auch Glenda beobachtete ihn. »Was hast du?« fragte sie, nachdem er aufgelegt hatte und wie sprungbereit auf seinem Stuhl saß.
»Es ist praktisch eine Routinemeldung. Die Kollegen vom Erkennungsdienst haben angerufen. Chiefinspektor Cavendish hat die Leiche zum Yard bringen lassen.«
»Was hat es denn so wichtiges gegeben?«
Suko stand auf. »Das werde ich gleich erfahren. Ich rutsche mal eben

nach unten.«

»Gut.«

Der Inspektor war wirklich sehr gespannt, denn die Stimme des Kollegen von der Wissenschaft hatte sehr aufgeregt geklungen. Irgend etwas mußte also mit der Leiche sein.

Aber was?

Suko konnte es kaum erwarten, bis er den Fahrstuhl betreten hatte und dieser sich in Bewegung setzte. Der Lift war schnell. Er schoß den Chinesen in die Tiefe. Sekunden später hatte er den wissenschaftlichen Trakt des Yard Buildings erreicht.

Er kannte sich hier unten aus. Nicht in die Fahndungsabteilung wollte er, sondern in die andere Richtung, wo die Labors und die Pathologie untergebracht waren.

Kühle umfing ihn. Auch der Arzt, ein noch junger Kollege, fror.

Sein Gesicht war blaß, als er mit einer knappen Handbewegung Suko einen Stuhl anbot.

Eine Tischbreite trennte die beiden Männer. Zwischen ihnen lag auf der Platte – wohlverpackt in einer Plastiktüte – die Mordwaffe, um die sich alles drehte.

»Hier ist sie!« sagte der Doc. Er deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die Tüte.

»Und?«

Der Mann lächelte gequält. »Wir haben sie genau untersucht. Sie wissen, Inspektor, daß wir seit einiger Zeit auch mit Laserkanonen arbeiten. Eine hervorragende Methode, um Altersbestimmungen durchzuführen. Genaue Daten kann man nicht sagen, aber hier…«

Der Wissenschaftler faßte die Tüte an und hob sie in die Höhe, bevor er sie dicht vor seine Augen hielt. »Hier sieht alles ziemlich rätselhaft aus.«

»Kommen Sie zur Sache, bitte!«

»Entschuldigen Sie, aber ich bin selbst noch zu überrascht. Und Sie werden es auch gleich sein.« Er beugte sich noch weiter vor und schaute Suko scharf an. »Diese seltsame Nadel oder dieser Splitter, den wir da zwischen uns liegen haben, ist – laut Analyse – über zweitausend Jahre alt, Inspektor!«

Bisher hatte Suko für den Mann kein Verständnis aufbringen können. Nun sah er die Dinge anders. Er schaute ihn so erstaunt an, wie ein Kind den Nikolaus in der Vorweihnachtszeit. »Was sagen Sie da?«

»Das Alter der Mordwaffe ist über zweitausend Jahre.«

Suko schüttelte den Kopf. Er wollte ein unmöglich herauspressen, bis ihm einfiel, daß es diesen Begriff in seinem Job nicht mehr gab.

Nein, unmöglich war gar nichts.

»Da staunen Sie, wie?«

»In der Tat.«

»Das wollte ich Ihnen persönlich mitteilen, Inspektor.«
»Und Sie haben sich nicht geirrt?«
»Auf keinen Fall.«
Suko holte tief Luft. Jetzt nahm er die Plastiktüte an sich. Er fühlte über die Scherbe, die gläsern wirkte, aber nicht so klar war wie geschliffen. In ihrem Innern schienen sich Einschlüsse zu befinden, die gelblich schimmerten.
»Ich würde Ihnen die Mordwaffe gern überlassen, Inspektor, aber verstehen Sie auch uns. Wir möchten weitere Untersuchungen vornehmen. Es ist ein wirklich interessanter Fall.«
»Das kann ich begreifen.« Suko wischte sich über die Stirn. »Ich danke Ihnen jedenfalls, daß Sie sich eine so große Mühe gegeben haben.«
Der Physiker lächelte. »Wissen Sie, Inspektor, diese Dinge machen einen Job wie den meinen erst interessant. Bringen Sie uns öfter solche Dinge. Wir werden gern gefordert.«
»Das glaube ich Ihnen.«
»Darf ich noch fragen, wie Sie an die alte Mordwaffe gekommen sind, Inspektor?«
»Ich fand sie im Hals der Leiche.«
»Sonst nichts?«
»Noch nicht. Auch bei uns befindet sich der Fall erst im Anfangsstadium. Es tut mir leid.«
Der andere winkte ab. »Macht nichts, ich hoffe, Sie halten mich auf dem laufenden.«
»Das werde ich.« Gedankenversunken ging Suko den Weg zurück. Er dachte an die Unterhaltung mit Glenda. Über Atlantis hatten sie gesprochen. Nein, Atlantis war älter als die Mordwaffe.
Aber Glenda hatte auch die Ägypter erwähnt, und damit kam man der Sache schon näher. Konnte diese Mordwaffe aus dem alten Ägypten stammen?
Der Gedanke daran war gar nicht mal so abwegig, denn Suko dachte an Nick Spencers Aussagen über diese geheimnisvolle Frau mit den schwarzen Haaren.
Sie hatte so fremd ausgesehen, wie aus einer anderen Zeit.
Vielleicht war sie der Rest einer versunkenen Kultur gewesen.
Automatisch erinnerte sich Suko an die Fälle, die er und sein Freund John Sinclair mit lebenden Mumien erlebt hatten. Auch da waren altägyptische Flüche Wirklichkeit geworden.
Er war gespannt darauf, wie es sich hier verhielt, und Shao war durch einen dummen Zufall in diesen gefährlichen Kreislauf mit hineingeraten. Das alte Ägypten also. Suko schüttelte den Kopf, als er den Fahrstuhl verließ. Es war wirklich zum Heulen. Diese Kultur gab den Wissenschaftlern, je mehr sie forschten, immer größere Rätsel auf.

So verhielt es sich auch mit Atlantis. Dieser Kontinent war zwar vor der ägyptischen Blüte versunken, doch seine Schatten überlagerten nach wie vor die Gegenwart. Man fand überall Hinweise.

Urplötzlich stoppte Suko seinen Schritt. Er war über das Wort Hinweise gestolpert und dachte daran, daß es auch Hinweise auf die ägyptische Vergangenheit gab.

Und zwar mitten in London.

»Moment mal«, murmelte er. »Da war doch etwas…« Er überlegte angestrengt und preßte seine Finger gegen die Stirn. »Über irgend etwas war er gestolpert. Und zwar noch vor der Entdeckung des Toten.«

Sofern es ihm möglich war, ging er die einzelnen Stationen noch einmal durch und wußte dann Bescheid.

Jetzt hatte er es.

Als Shao sich von ihm getrennt hatte und er weggehen wollte, war sein Blick auf den Obelisk gefallen. Und dieses Denkmal hatte einen bestimmten Namen bekommen.

Die Nadel der Cleopatra!

Diese Frau war ebenso bekannt wie Ramses oder Nofretete. Cleopatra, die Königin der Könige, wie sie auch genannt worden war.

Und der Obelisk trug ihren Namen.

Es war nur eine hauchdünne Verbindung, die Suko da aufgestellt hatte, aber er wollte sich nicht mehr davon abbringen lassen. Zwischen der Nadel und dem Mord an Ed Fisher mußte es einen unmittelbaren Zusammenhang geben, das stand fest.

Für Suko war weiterhin klar, daß er seine Nachforschungen auf diese beiden Gebiete konzentrieren mußte, was im Endeffekt ziemlich viel Theorie bedeutete, und die behagte dem Inspektor sowieso nicht.

Plötzlich hatte er wieder Mut gefaßt. Seine Gesichtszüge und der Blick seiner Augen wirkten nicht mehr so deprimiert und leer. Er wollte kämpfen, allein schon für Shao.

Seine weiteren Schritte zeugten von der Energie, die in ihm steckte. Mit einem Ruck riß er die Tür zum Vorzimmer auf und fand zwei Personen vor. Glenda Perkins – und John Sinclair!

***

Die drei Frauen hatten die Erlaubnis bekommen, sich auf die Kissen zu räkeln, während der nubische Sklave hinter seiner Herrin wie eine Mauer aus Muskeln stand.

In seinem dunklen Gorillagesicht zuckte nicht ein Streifen Haut.

Die wulstigen Lippen waren zusammengepreßt, so daß sie wirkten wie zwei rosige Würmer.

Er schaute über die liegenden Frauen hinweg. Der Blick war in eine Ferne gerichtet, die er selbst nicht sah, aber er vernahm jedes Wort,

das gesprochen wurde.

»Bedient euch von meinen Früchten. Eßt und trinkt. Es ist das letztemal, daß wir so zusammen sind. Mein Schicksal führt mich in ein anderes Land. Rom wartet, ich kann euch nicht mitnehmen, aber ich möchte euch, die ihr mir so treu ergeben ward, einen letzten Dienst erweisen, bevor ihr meinen Trank zu euch nehmt.«

Die drei Dienerinnen schwiegen. Sie schauten ihre schöne Herrin an, die sich zur Seite legte und nach einem Tonkrug faßte, in dem sich ein anregender Trank befand. Dabei rutschten die Stoffbahnen durcheinander. Durch die Lücken konnte der Nubier auf die langen wohlgeformten Beine der Cleopatra schauen, doch in seinem Innern regte sich nichts. Er war abgestumpft bis zum letzten.

Die Dienerinnen bedienten sich von den Früchten, während die beiden Löwen träge ihre langmähnigen Köpfe hoben und aus schmalen Augen zu ihrer Herrin schauten.

Cleopatra wußte genau, was sie wollten. Aus einer anderen am Bett stehenden Schale holte sie blutige Fleischbrocken und schleuderte sie zielsicher gegen die Mäuler der Tiere, die gierig zuschnappten und das Fleisch verschlangen.

Die Königin der Könige schaute zu, wie die Löwen das Fleisch zerrissen, und sie hoffte, daß es mit ihren Feinden ebenso geschehen würde. Die hatten ihr den Thron versagt, aber sie war gewillt, ihn zurückzuerobern. Dabei sollte ihr Cäsar helfen, den sie auf unnachahmliche Art und Weise verführt hatte.

Mit seiner Hilfe würde sie über Ägypten und später über den gesamten Orient herrschen.

Die Dienerinnen aßen und hörten das Schmatzen der Löwen. Es störte sie nicht, daran hatten sie sich gewöhnt.

Cleopatra ließ sich von ihrem Sklaven ein Tuch reichen und wischte sich damit das Blut von den Händen. Danach wusch sie die Hände im klarem Wasser, das ihr ebenfalls der Nubier hinstellte.

Nach dieser Waschung war sie bereit, ihre große Rede zu halten.

Sie schob ihren Oberkörper in Richtung Kopflehne und ließ sich dort in sitzender Stellung nieder.

Die Dienerinnen hatten um die Liege herum ihre Plätze gefunden, wobei sie ihrer Herrin in die Augen schauten. Diese hatten einen Schleier bekommen, so daß die Person noch geheimnisvoller wirkte, als sie es tatsächlich schon war.

»Ihr wißt, daß heute die Stunde des Abschieds gekommen ist. Ich reise am nächsten Tag nach Rom, um mich mit Cäsar zu verbinden. Ägypten wird leer sein ohne mich, und meine Feinde können triumphieren. Das aber soll nicht geschehen. Sie dürfen sich nicht an denen gütlich tun, die mir gedient haben. Sie würden euch grausam töten, und auch Usanga könnte euch nicht schützen. Leider kann ich

euch nicht mit nach Rom nehmen, aber ich werde euch auf eine besondere Art und Weise meinen Dank geben. Ihr werdet sterben!«

Nach diesen Worten legte sie eine kurze Pause ein, um die Sätze wirken zu lassen.

In den glatten Gesichtern der Dienerinnen regte sich nichts. Sie waren es gewohnt, das zu tun, was ihre Herrin verlangte, und so war es auch hier.

Cleopatra nickte. Sie schien gewußt zu haben, daß sich kein Widerstand regte. »Es wird kein normaler Tod sein, wenn ihr den Trank zu euch nehmt«, fuhr sie fort. »Ich lasse euch nur in einen langen Schlaf versetzen, aus dem ihr vielleicht in ferner Zeit irgendwann einmal erwacht. Usanga wird mumifiziert, so wie es uns die Alten gelehrt haben. Zwei von euch werden eine Verbindung mit den beiden Löwen eingehen, denn als Wächter meines Obelisken habe ich euch ausersehen. Die dritte wird zusammen mit Usanga in den Obelisk eingemauert werden, wie es der Brauch ist. Ihr werdet keine Qualen erleiden, denn zuvor habe ich euch den Trank bereits gereicht. In diesen Stunden wird der Obelisk fertig, den Sklaven nach meinen Angaben gefertigt haben. Er soll der Nachwelt überliefert werden und immer an mich erinnern, die Königin der Könige. Ich werde vergehen, doch ihr könnt unsterblich werden. Im Stein eingemauert, werdet ihr schlafen. So lange, bis jemand auf die Idee kommt, die Schriften an der Außenseite des Obelisken zu entziffern. Ein sehr weiser Magier hat die Flüche hineingestemmt, und wehe dem, der die alten Schriftzeichen entziffert. Ihn wird die furchtbare Rache treffen, und er wird den Fluch der Cleopatra erwecken. Habt ihr mich nun verstanden?«

»Ja, Herrin.«

Die Königin der Könige lächelte. »Dann will ich euch den Abschiedstrank nicht mehr länger vorenthalten. Usanga, hole mir die Kanne.«

Der Sklave nickte. Er war schließlich nichts anderes gewohnt, als die Befehle auszuführen.

Er wußte auch, wo die Kanne stand, nahm sie hoch und hob den Deckel ab. Die Blicke der Dienerinnen und auch der beiden Löwen waren auf die Kanne gerichtet.

Über den ovalen Rand hinweg krochen rote Dampfschleier. Sie quollen, wallten, und ein süßlicher Geruch breitete sich über dem Lager der Königin aus. Mit beiden Händen hielt sie das Gefäß umklammert, als sie ihren Sklaven anschaute und ihm befahl, auf die Knie zu gehen.

Der Nubier gehorchte.

Schwer fiel er nieder. Sein Blick war auf die Kanne gerichtet, die ihm von Cleopatra gereicht wurde. »Nimm sie und trinke den

Todesschluck!«

Für einen Moment nur zuckte der Sklave zusammen. Unter der Haut an seinen Oberarmen bewegten sich die Muskeln, aber er wagte keinen Widerspruch. Der Herrin mußte man gehorchen.

Auch er umfaßte den Krug mit beiden Händen. Das Gefäß verschwand fast zwischen den dunklen Pranken. In den Augen des Sklaven stand für einen Moment ein bittender Ausdruck, bis Cleopatra ihren rechten Arm vorschnellen ließ und mit der dunkel gefärbten Zeigefingerspitze auf den Mund des Nubiers deutete.

»Trink!«

Der dunkelhäutige Sklave nickte. Unter den Blicken der drei Dienerinnen hob er den Krug an die Lippen, kippte ihn und nahm einen gewaltigen Schluck. Sein Adamsapfel am Hals bewegte sich dabei. Man konnte »sehen«, wie die Flüssigkeit in seinen Körper rann.

»Genug!«

Kaum hatte der Sklave den Befehl gehört, als er den Krug wieder absetzte und neben sich stellte. Für einen Moment blieb er in der Haltung sitzen. Vom linken Mundwinkel rann noch ein roter dünner Faden über das Gesicht bis hin zum Kinn.

Cleopatra lächelte, als sie auf ihren Sklaven schaute. Sie war sich der Wirkung des Tranks voll bewußt und wußte, daß es eine Zeit dauerte, bis die Reaktion einsetzte.

Und die erfolgte.

Der Nubier riß plötzlich seinen Mund auf. Im Gesicht klaffte eine Höhle, aus der ein furchtbarer Schrei drang, noch lauter als vorhin der Hall des Gongs.

Die Königin der Könige schaute fasziniert zu. Sie sah gern zu, wenn jemand starb, und noch lieber tat sie es, wenn dieses Sterben in ihrem Namen geschah.

Der Schrei zitterte weiter. Gleichzeitig wankte und bewegte sich der Körper des Sklaven, als hätte er Schüttelfrost bekommen. Auf dem blanken Schädel bildete sich ein dicker Schweißfilm und vermischte sich mit dem Öl zu kleinen Bächen.

Er schlug um sich. Die drei Dienerinnen sowie ihre Königin spürten den Luftzug, wenn die gewaltigen Fäuste des Nubiers dicht an ihren Körpern vorbeiwischten.

Sie rammten in die Obstschalen, sie wuchteten auf die Kissen, und sie blieben plötzlich in der Luft stehen. Die gesamte Gestalt erstarrte, bis zu dem Augenblick, als sie das Gleichgewicht verlor und schwer auf den Rücken krachte.

So blieb der Nubier liegen.

Es verstrich Zeit. Weder Cleopatra noch ihre Dienerinnen rührten sich. Sie schauten auf den Leblosen.

»Ist er tot?« fragte eine der Frauen nach einer Weile.

»Fast tot. Ich lasse ihn gleich wegschaffen, damit er in den Obelisk gemauert werden kann, wie auch eine von euch. Die anderen beiden werden mit den Löwen eine Verbindung eingehen, denn sie zusammen sollen den Obelisken bewachen. Als meine Sphinx!«

Cleopatra hatte keine bestimmte Dienerin ausgesucht. Sie sollten es untereinander ausmachen, wer sich zusammen mit dem Nubier einmauern ließ.

»Wie ich schon sagte, er wird als Mumie innerhalb der Säule stehen, und er…«

»Ich mache es.«

Eine der drei Frauen hob eine Hand.

Cleopatra nickte. »Dann nimm den Trank! Und noch etwas will ich euch sagen. Es ist kein Tod. Es ist allein meine Dankbarkeit euch gegenüber. Auch wenn es euch jetzt nicht so vorkommt, ihr werdet es erleben. Das Wissen unserer Zauberpriester, das sie von einer längst im Meer versunkenen Kultur mitbekommen haben, wirkt lange Zeit nach. Daran ändern auch Jahrtausende nichts…«

Nach diesen Worten begann sie schallend zu lachen und schaute gebannt zu, wie die erste Dienerin einen Schluck des Todestranks zu sich nahm…

***

Ed Fisher hatte dort gewohnt, wo London noch gemütlich ist. Camden Town hieß der nördliche Vorort, und die kleine Seitenstraße, in der das Haus stand, befand sich östlich vom Regent's Park.

Dorthin fuhren auch Suko und ich.

Ich war inzwischen voll eingeweiht und machte mir natürlich ebenfalls große Sorgen um Shao. Ihr Verschwinden war für mich unerklärlich. Ich konnte auch keinen triftigen Grund angeben, aber ich dachte an Jane Collins. Sie war ebenso wie Mandra Korab aus dem Gefecht gezogen worden, und nun hatte es auch Shao getroffen.

Eine Verkettung unglückseliger Zustände? Ich wollte es einfach nicht glauben, dahinter steckte Methode.

Ich hatte Suko von Jane Collins berichtet. Verständlicherweise war sein Interesse an ihrer Person geringer, als das meine. Ihm ging es allein um Shao.

Bill wußte von unserem neuen Fall nichts. Er war zu seiner Sheila gefahren und wollte sich auch in ärztliche Behandlung begeben, denn die Wunde auf seiner Brust hatte sich entzündet. Schließlich war sie eingebrannt worden.

Was hofften wir in der Wohnung zu finden? Vielleicht das Motiv für den Mord. Ed Fisher hatte als Archäologe gearbeitet, und diese Wissenschaftler sind ziemliche Eigenbrötler.

Wir hofften, bei Ed Fisher das gleiche Glück zu haben. Wir hatten uns

mit den Kollegen der Mordkommission in Verbindung gesetzt und gebeten, die Wohnung nicht zu durchsuchen. Damit waren sie einverstanden gewesen, so daß wir an die Aufgabe herangehen konnten.

Das Wetter hatte sich radikal verschlechtert. Über London wehte ein scharfer Sturm. Richtig ausgetobt hatte er sich schon in Wales und Todesopfer hinterlassen. Wir bekamen nur die Ausläufer mit, doch die reichten mir auch schon.

In der kleinen Straße gab es Parkplätze genug. Dem Haus gegenüber stand eine große Plakatwand. Dahinter begann ein kleiner Park.

Die Fassade war kaum zu sehen. Efeu rankte sich vom Boden bis hoch zum Dach. Der Wind, der am Haus vorbeistrich, schüttelte die Blätter. Bisher hatten wir noch keine Spur von der Begleiterin des Archäologen gefunden. Wir spielten schon mit dem Gedanken, eine Suchanzeige zu schalten. Zuvor wollten wir uns die Wohnung des Toten genauer anschauen.

Es war ein kleines Haus. In der ersten Etage mußten die Zimmer schon schräg sein und darüber, direkt in der Spitze, sahen wir noch ein rundes Fenster, das wie ein Glotzauge wirkte, denn durch die Ranken hatte auch das Glas eine grüne Farbe angenommen.

Zwei Parteien wohnten hier.

Ich drückte auf die untere Klingel. Dort stand der Name Baker.

Sehr schnell wurde mir geöffnet. Eine ältere Frau stand vor uns.

Durch ein Monokel schaute sie uns mißtrauisch an und sagte sofort.

»Hier haben schon zahlreiche Vertreter ihr Leben lassen müssen. Wollen Sie auch auf meinem kleinen Privatfriedhof landen?«

Ich konnte nicht anders und mußte einfach lachen. Sogar Suko verzog das Gesicht.

»Nein, Madam, wir fühlen uns noch etwas zu jung. Aber die Polizei lassen Sie doch herein?«

»Polizei?«

»Ja, Madam.«

»Zeigen Sie erst ihre Ausweise. Die Vertreter arbeiten mit allen Tricks, das kenne ich.«

Wir taten unser Bestes, wurden sehr genau gemustert und auch mit den Bildern auf den Ausweisen verglichen. Schließlich nickte die alte Dame. »Ich will mal nicht so sein. Kommen Sie herein. Aber putzen Sie sich die Schuhe ab, ich habe frisch geputzt.«

»Zu Ihnen wollten wir eigentlich nicht, Madam«, sagte ich.

»Nicht?«

Sie wollte die Tür schon wieder zuschlagen. Suko streckte einen Arm aus und hielt sie auf.

»Bei Ihnen wohnt doch Ed Fisher.«

»Ja, aber er ist nicht da.«

»Er wird auch nicht mehr kommen…«
Nach dieser Bemerkung fiel der alten Frau das Monokel aus dem Auge. Uns war dabei nicht zum Lachen zumute, denn sie hatte uns verstanden. In ihren Augen glitzerten Tränen. »Ist er tot?« hauchte sie.
Ich bestätigte es durch ein Nicken.
»Bitte, kommen Sie!«
Mrs. Baker lehnte an der Wand und weinte. Über ihr befand sich ein altes Holzkreuz. Mrs. Baker schüttelte den Kopf. »Er war so ruhig, so nett, hatte immer ein freundliches Wort. Wir verstanden uns gut.« Sie rieb sich die Augen, bevor sie fragte: »Wer hat ihn denn umgebracht. Oder wie ist er gestorben?«
»Wir suchen seinen Mörder noch.«
»Hier?«
»Nein, Mrs. Baker«, sagte ich. »Wir wollen uns nur in seinem Zimmer nach Spuren umsehen.«
»Zimmer?« Sie schüttelte den Kopf. »Er hatte drei. Gehen Sie hoch, es ist nicht abgeschlossen. Und mich entschuldigen Sie, bitte!«
»Natürlich.«
Suko hatte noch eine Frage. »Als Ed Fisher ermordet wurde, war er nicht allein. Es befand sich ein junges Mädchen bei ihm. Können Sie uns sagen, ob er eine Freundin hatte?«
»Bestimmt.«
»Sie kennen den Namen nicht?«
»Nein, tut mir leid, ich kenne ihn nicht. Er sprach nie mit mir dar über, wissen Sie.«
»Danke.«
Eine schmale Treppe mußten wir hochsteigen. Auf der Stufenmitte lag ein Teppich. Mrs. Baker rief uns noch nach. »Er hat die gesamte erste Etage bewohnt.«
Wir fanden drei kleine Räume. Ein Bad, ein Schlafzimmer und einen Arbeitsraum. Wie ich es mir schon gedacht hatte, besaßen die Räume schräge Wände. Aber durch die zur Rückseite des Hauses liegenden großen Fenster, drang genügend Licht in das Zimmer, das wie eine Studierstube wirkte und größer als die anderen beiden Räume war.
Zwischen zwei Fenstern stand der große Schreibtisch. Er war schon alt und sehr beladen.
Während Suko an den mit Büchern vollgestopften Regalen langsam entlang wanderte, schaute ich mir den Schreibtisch an und hob zunächst den Wust von Papieren in die Höhe.
Darunter hatten sich zahlreiche Taschenbücher versteckt gehabt.
Ich legte die Papiere zur Seite und schaute mir die Titel der Bücher an. Alle beschäftigten sich mit dem alten Ägypten. Es befanden sich rein wissenschaftliche Werke darunter, aber auch Bücher, die im populärwissenschaftlichen Stil geschrieben und für jeden verständlich

waren.
Ein Buch beschäftigte sich mit Totenkulten und Magie der Ägypter. Es sah schon ziemlich zerlesen aus.
Ich schlug es auf, blätterte es durch und fand zwei rot markierte Textstellen. Sie beschäftigten sich mit der Königin der Könige, mit Cleopatra.
Handschriftliche Notizen des Toten fand ich ebenfalls. Siehe Hefter fünf, stand dort.
Das Buch legte ich wieder zur Seite und nahm mir den entsprechenden Hefter vor.
In Druckbuchstaben und mit Fettstift hatte der Tote den Hefter beschriftet.
The Needle »Die Nadel also«, murmelte ich.
»Was sagst du?« fragte Suko.
Ich sagte es ihm.
Er stand sofort bei mir. »Das ist es also. Erinnere dich an meine Beobachtung, von denen ich dir berichtet habe. Die Nadel der Cleopatra ist das Geheimnis, darauf kannst du dich verlassen.«
»Sieht so aus.« Dann schlug ich den Hefter auf und hielt ihn so, daß Suko mitlesen konnte.
Die Notizen waren handschriftlich niederlegt worden. Wir mußten uns schon anstrengen, um alles entziffern zu können. Das erste Kapitel beschäftigte sich mit der historischen Vergangenheit des Obelisken. Über dreitausend Jahre alt sollte dieser Stein sein. Fast dreiundzwanzig Meter hoch war er und verjüngte sich nach oben hin zu einer Spitze. 1819 hatte das United Kingdom den Stein von Mohammed Ali, einem Ägypter, als Geschenk bekommen. Dieser Obelisk war zur Ehre des Königs Thothmes des Dritten gebaut worden. Ein ähnlicher stand noch in New York.
Das war zusammengefaßt die Historie.
»Eins verstehe ich nicht«, sagte Suko. »Was hat dieser Obelisk mit Cleopatra zu tun? Sie hat viel später gelebt.«
»Frag mich nicht, sondern das Buch. Vielleicht bekommen wir die Lösung präsentiert.« Ich blätterte weiter.
Es waren die Maße des Steins angegeben. Ed Fisher hatte ihn vermessen, was uns nicht weiter interessierte. Erst auf den letzten Seiten wurden wir fündig.
Mythos und Geschichte, stand dort. Hat Cleopatra ihn noch einmal aufmauern lassen?
Es wurde interessant. Wieder mußten wir eng beschriftete Blätter lesen. Ich möchte an dieser Stelle einmal das Wesentliche zusammenfassen.
Angeblich war die Königin Cleopatra so von dem Stein fasziniert gewesen, daß sie ihn im Garten hatte stellen lassen. Ihre Sklaven

mußten ihn bewachen. Sie wollte ihm auch magische Kräfte geben, holte sich Zauberpriester und brauchte diese dazu, den Obelisken aufzuschlagen, damit sein Inneres freilag. Es mußte so geschehen sein, denn später schrieb man dem Obelisken magische Kräfte zu.

Zudem sollten in seinem Innern Personen begraben und eingemauert worden sein. Der Archäologe hatte dann die Frage gestellt, ob diese Menschen tatsächlich auch gestorben waren, die man in dem Stein eingemauert hatte. Er wollte nicht so recht daran glauben. Und dafür hatte er seine Gründe. Alle vier Seiten der »Nadel« waren mit altägyptischen Schriftzeichen versehen. Sie waren sehr zahlreich, und man hatte sie auch übersetzt. Der König Thothmes und dessen Wirken wurde in den höchsten Tönen gepriesen. Das alles war normal, doch der junge Archäologe hatte noch andere Schriftzeichen entdeckt. Und zwar am Ende des Obelisken, wo er sich zu einer Nadel verjüngte und deshalb wohl auch den Namen bekommen hatte.

Diese Zeichen waren im Laufe der Zeit verweht und verwittert worden. Kein Archäologe hatte sie zuvor gefunden, das war nur Ed Fisher gelungen.

Und diese Schriften waren am interessantesten. Sie erzählten von einem gefährlichen Fluch und der Magie des Steins, die denjenigen treffen würde, der die Zeichen enträtselte. Er würde die Toten aus ihrem Schlaf erwecken und Schreckliches erleiden.

Soweit der Aufsatz in Kurzfassung.

Ich ließ den Hefter sinken. Suko und ich schauten uns an. Mein Partner nickte langsam. »Jetzt weiß ich, aus welchem Grunde Ed Fisher gestorben ist.«

»Ja, du hast recht. So könnte es gewesen sein. Aber weshalb verschwand Shao?«

»Sie muß eine Zeugin gewesen sein. Und Zeugen konnte man schon im alten Ägypten nicht gebrauchen. Das hat sich bis in die heutige Zeit erhalten.«

»Müssen wir damit rechnen, daß sie gestorben ist?«

Sukos Mundwinkel zuckten. »Mensch, John, mal den Teufel nicht an die Wand.«

Klar. Ich räusperte mich und schlug auf den Hefter. »Wenn wir etwas unternehmen wollen, müssen wir ihn mitnehmen. Der ist am wichtigsten für uns. Durch ihn kommen wir dem Geheimnis unter Umständen auf die Spur.«

»Hast du vor, den Spruch aufzusagen?«

»Genau das. Die Übersetzung hat uns der Tote zum Glück großzügigerweise überlassen.«

Ich sah es an Sukos Gesichtsfarbe an, daß ihm mein Plan nicht ins Konzept paßte. »Was hast du?«

Er winkte ab. »John, weißt du, wo dieser Obelisk steht?«

»Natürlich am Victoria Embankment.«
»Ja, direkt in der City. Überlege mal, was passieren kann, wenn wir durch unser Wissen den Fluch auslösen? Das kann eine Katastrophe geben. Ähnlich wie damals die Höllensteine, als sie durch London rollten.«[1]
»Wie kommst du darauf?«
»Ich weiß es nicht. Das sagt mir mein Gefühl. Es wird etwas Schlimmes geschehen.«
»Und Shao?«
»Deshalb spreche ich ja auch nicht hundertprozentig dagegen. Ich wäre allerdings dafür, das Gebiet abzuriegeln.«
»Nicht schlecht der Gedanke. Darüber müssen wir nur mit Sir James reden.«
»Okay, machen wir das.«
Wir hörten Schritte auf der Treppe, verließen den Raum und sahen Mrs. Baker im Flur. »Haben Sie gefunden, was Sie wollten, Gentlemen?« fragte sie mit leiser Stimme.
»Ja.«
»Dann holen Sie sich den Mörder!«
»Wir werden es versuchen, Mrs. Baker. Vielen Dank!«
Wenig später hatten wir ihr Haus verlassen und fuhren zurück ins Büro. Mir ging Sukos Plan nicht aus dem Kopf. Ich glaubte nicht daran, daß Sir James auf so einen vagen Verdacht hin eine der Hauptverkehrsadern an der Themse würde sperren lassen.
Um es vorwegzunehmen, ich behielt recht, und so konnte etwas Unglaubliches seinen schrecklichen Lauf nehmen…
Wo bin ich hier?
Shao wußte nicht, wie oft sie sich die Frage schon gestellt hatte.
Mehr als zehnmal war es bestimmt gewesen, eine Antwort hatte sie nicht gefunden.
Ihre Erinnerung beschränkte sich auf das, was sie zuletzt erlebt hatte. Sie war in den kleinen Garten gegangen, hatte mit der seltsamen Frau gesprochen, und dann war plötzlich alles anders gewesen. Der seltsame Stab hatte sich zu einer Lichtlanze ausgeweitet, und dieses Licht wirkte wie ein Trichter.
Shao konnte nichts dagegen tun. Sie war hineingezogen worden in eine andere, für sie unbegreifliche und schreckliche Welt, die nur mehr aus einer seltsamen, graubeigen Farbe bestand und in der sich die Chinesin wie in Gelee eingepackt vorkam.
Sie lebte!
Wenn Shao etwas Positives an ihrem Schicksal erkennen wollte, war es diese Tatsache. Man hatte sie nicht getötet, sondern nur eingesperrt, und das war wichtig.
Obwohl sie sich in einem solchen Gefängnis befand, konnte sie atmen

und denken. Es war ihr nur nicht möglich, sich zu bewegen.

Versuchte sie es trotzdem, merkte sie, daß der Druck von vier Seiten gleichzeitig zunahm und sie zerquetschen wollte.

Es war furchtbar. Shao blieb nichts anderes übrig, als bewegungslos und still liegen zu bleiben.

Bisher war noch nichts geschehen, das an diesem Zustand hätte etwas verändern können. Sie blieb allein, wurde nicht besucht und haderte mit dem Schicksal.

Zeit spielte keine Rolle mehr. Dafür dachte sie immer stärker darüber nach, wer die Person gewesen sein könnte, der sie ihr Schicksal zu verdanken hatte.

Ein menschliches Wesen, gewiß, aber auch tatsächlich ein Mensch, wie Shao ihn kannte? Sie hatte lange überlegt und war zu dem Entschluß gekommen, daß eine Frau aus der Vergangenheit sie in eine gefährliche Falle gelockt hatte.

Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Person. Sie wollte sie regelrecht abtasten oder herholen. Shao wünschte sich, daß die andere kam. War es Zufall oder hatte die Person tatsächlich ihre Gedanken aufgefangen, jedenfalls tat sich etwas in ihrer Nähe.

Jemand erschien.

Shao atmete kaum, als sich die Masse vor ihr bewegte. Löcher und Risse wurden hineingerissen, und plötzlich schwebte vor ihr eine Gestalt. Es war genau die Frau, die Shao in die Falle geführt hatte.

Kleiner als sie, mit pechschwarzen Haaren, einer seltsam türkis schimmernden Haut und großen, dunklen Augen, aus denen sie die Chinesin anstarrte.

Shao wich dem Blick nicht aus. Sie hätte es gern getan, aber sie konnte nicht, die andere bannte sie auf der Stelle.

Und sie sprach zu ihr. Die Worte hörten sich hohl an, trotzdem zischend und seltsamerweise verstand Shao die Frau jetzt. »Wer bist du? Weshalb bist du mir gefolgt?«

»Nein, wer bist du?«

Die andere zog ein ärgerliches Gesicht. Sie hob den rechten Arm.

In der Hand hielt sie den Stab. »Möchtest du seine Kraft spüren und Schmerzen erleiden?« fragte sie. »Du brauchst es nur zu sagen oder dich gegen mich zu stellen. Ich kann dich vernichten.«

»Nein, nicht…«

»Dann gib mir deine Antworten.«

»Ich heiße Shao.«

»Der Name ist mir unbekannt. Aber du hast den Wahnsinnigen gekannt, der es gewagt hat, die Kräfte der Nadel aus ihrem magischen Schlaf zu reißen?«

»Ich weiß nicht, von wem du sprichst.«

Für einen Moment stand die andere starr. »Wagst du es, Esmeth

anzulügen?«

»Ich lüge nicht!« stöhnte Shao.

Esmeth überlegte. Schließlich senkte sie den Stab. »Ja, ich fühle, daß du mir die Wahrheit gesagt hast. Du gehörst nicht zu ihm, das habe ich feststellen können. Bei ihm war eine andere, die vielleicht mehr weiß und die wir finden müssen. Hast du sie gesehen?«

»Ja.«

»Hat sie einen Namen?«

»Bestimmt, aber ich kenne ihn nicht.«

Esmeth dachte nach. »Ich könnte dich töten, doch ich will es lassen, denn du kommst aus dieser Zeit. Deshalb gebe ich dir einen Auftrag. Geh hin und hole sie.«

»Wen?«

»Die andere, die am Tisch saß.«

»Aber ich habe sie nur gesehen. Ich kenne ihren Namen nicht. Ich werde dich enttäuschen müssen…«

»Dann bist du verloren!«

Shao dachte an Suko und auch daran, daß er einmal gesagt hatte, jede Chance wahrzunehmen, die sich bot. Diese Worte waren Shao gerade rechtzeitig genug eingefallen, deshalb stimmte sie zu. »Ich… ich werde es versuchen.«

Esmeth nickte. »Das freut mich für dich. Und es würde mich weiter für dich freuen, wenn du keine schlechten Gedanken hegst. Solltest du versuchen, meine Botschaft nicht zu erfüllen, werden dich die Schwingen des Todes erwischen. Ich habe einen Fehler gemacht, indem ich das Mädchen nicht tötete, du wirst meine Vergeßlichkeit richten. Damit du immer an mich erinnert wirst, werde ich dir etwas geben.« Die Hand der Frau verschwand in den Falten ihres Gewands. Als sie wieder hervorschaute, hielt sie eine Scherbe.

Genauso aussehend wie die, die Shao im Hals des Ermordeten gesehen hatte. »Sie wirst du an dich nehmen, denn durch diese Waffe stehen wir in Verbindung. Sie ist ein Teil meines Stabes, den mir die Königin aller Könige überlassen hat. Cleopatra. Sie und die Scherbe werden dich immer daran erinnern, daß du jetzt zu uns gehörst. Hast du verstanden?«

»Ja, ich verstehe.«

Shao begriff die Welt nicht mehr. Warum immer ich? fragte sie sich und dachte an die Magie des Fratzengesichts, in dessen Gewalt sie sich auch schon befunden hatte. [2]

Shao merkte kaum, daß die andere Person ihr die Nadel zwischen die Finger drückte. »Und noch etwas«, sagte Esmeth. »Solltest du trotzdem meinen Befehl nicht durchführen, werde ich dir Usanga schicken. Weißt du, wer Usanga ist?«

»Nein!«

»Dann will ich ihn dir zeigen.« Esmeth drehte sich halb um und deutete zurück. Dort entstand plötzlich eine riesenhafte Gestalt.

Eine gewaltige Mumie, die Shao schreckliche Angst einflößte.

»Das ist Usanga«, erklärte Esmeth. »In unserer Zeit nannten wir ihn den Knochenbrecher…«

Shao war unfähig, etwas zu erwidern. Usanga verschwand ebenso rasch, wie er aufgetaucht war.

»Hast du noch eine Frage?« erkundigte sich Esmeth.

»Ja, ich möchte wissen, wo ich bin.«

Da lachte die Frau auf. »Du bist in der Nadel, weißt du das nicht? In der Nadel der Cleopatra…«

Mit allem hatte Shao gerechnet, damit nicht. Sie konnte nur mehr den Kopf schütteln und merkte einen Moment später, daß die Umgebung allmählich verschwand.

Eine andere nahm Konturen an.

Shao sah eine breite Straße, hörte Lärm, sah Autos, einen Fluß und auch die Biergärten, hinter denen sich ein kleiner Park anschloß.

Shao stand in London.

Wie eine Betrunkene kam sie sich vor, schaute zurück und sah die Nadel grau in den Himmel stechen. Auch die beiden Löwinnen erkannte sie.

Löwinnen aus Stein und mit Frauenköpfen.

Für einen Moment glaubte Shao, daß sich deren Augen bewegt hätten, das konnte aber auch eine Täuschung gewesen sein. Über London hing ein dunkler Himmel. Wind war aufgekommen. Er peitschte das Wasser der Themse. Shao stellte fest, daß es nicht mehr lange bis zum Einbruch der Dämmerung dauern würde. Und dann begann die Nacht, in der sie zur Mörderin werden sollte…

Als Shao daran dachte, verließ sie fast fluchtartig die Stelle und winkte ein Taxi herbei.

Ob Esmeth oder Usanga, das war ihr egal. Sie würde die Fremde nicht töten.

Niemals…

Wie wir es uns schon gedacht hatten, unser Chef war überhaupt nicht mit unserem Vorschlag einverstanden gewesen. Er ließ die Straße nicht abriegeln.

Ziemlich sauer kehrten wir in unser Büro zurück, wo Glenda uns fragend anschaute. Wir hatten sie mittlerweile eingeweiht. »Und?« fragte sie.

»Nichts, wir fahren los.«

»Zu dieser Nadel?«

»Klar, wohin denn sonst.« Ich schielte nach draußen und nahm sicherheitshalber den dünnen Burberry mit. Der Himmel hatte sich bedeckt. Es sah nach Regen aus. Zudem stürmte es weiterhin.

»Dann viel Erfolg«, erwiderte Glenda und spannte noch einen Bogen in die Maschine ein.

»Danke.« Wir waren schon an der Tür, als sich das Telefon meldete und Glenda abhob. Sie hörte einen Augenblick zu und wedelte dabei mit der rechten Hand. Für uns ein Zeichen, das Büro nicht zu verlassen. »Warten Sie, ich gebe Ihnen Oberinspektor Sinclair.«

»Wer ist es denn?« fragte ich.

Glenda hob die Schultern. »Jemand, den ich nicht kenne. Jedenfalls eine Frau.«

Ich meldete mich und vernahm eine etwas schüchtern klingende Stimme.

»Sind Sie es wirklich, Mr. Sinclair?«

»Ja, natürlich.«

»Mein Name ist Patty Lester.«

»Wie schön für Sie. Sie mögen ja ganz nett sein, aber ich kann mit ihrem Namen nichts anfangen.«

»Ein Chiefinspektor Cavendish hat mir gesagt, daß ich mich an Scotland Yard wenden soll.«

»Gut, da sind Sie jetzt, Miß Lester. Was ist der eigentliche Grund?« Ich sprach etwas ungehalten, denn wir hatten es eilig.

»Es geht um den Mord.«

»Um welchen?«

»Ed Fisher. Ich bin…« Sie schluckte. »Nein, ich war seine Freundin.«

Jetzt sah die Sache schon anders aus. »Weshalb haben Sie das nicht gleich gesagt, Miß Lester?«

»Ich weiß auch nicht. Es lief nun mal so. Ich bin nach dem Mord auch weggerannt. Der Schock, verstehen Sie?«

»Ja, ich verstehe.«

»Soll ich jetzt zu Ihnen kommen, Sir?«

Natürlich hätte ich mich gern mit dieser Patty unterhalten, mußte allerdings darauf verzichten, da andere Probleme drängender waren. Vielleicht konnte ich später mit ihr reden. Das erklärte ich ihr auch.

»Schade«, erwiderte sie.

»Lassen Sie mir auf jeden Fall ihre Adresse hier. Okay?«

»Ja.«

Bevor sie noch weitersprechen konnte, verabschiedete ich mich und gab ihr zu verstehen, daß meine Sekretärin die Angaben noch notieren würde. Ich hatte mir die Anschrift so gemerkt.

Glenda schrieb mit, während wir das Büro verließen. Suko zog ein bissiges Gesicht. Natürlich, er dachte an seine Freundin Shao. Ihr Verschwinden lag ihm schwer im Magen.

Ein paarmal sah es so aus, als wollte er reden, überlegte es sich anders und schüttelte den Kopf. Ich schlug ihm auf die Schulter.

»Halt den Kopf hoch, wir packen das.«

»Ja, das habe ich zu dir auch schon gesagt, wenn du mal down warst.«

»Bisher ist doch alles gut gelaufen.«

»Fast«, erwiderte Suko. Da standen wir schon an meinem Silbergrauen und stiegen ein.

Bewaffnet hatten wir uns optimal. Sogar meinen Bumerang hatte ich eingesteckt. Wir wollten gegen jegliche Gefahr gewappnet sein…

***

Shao hatte ein Taxi genommen und sich zunächst einmal durch London fahren lassen, um in Ruhe nachdenken zu können. Sie kannte die Begleiterin des Ermordeten nicht, hatte sie nur einmal kurz gesehen, bevor die Panik losbrach.

Und jetzt sollte sie diese Person finden und töten.

Shao wehrte sich im Prinzip dagegen, doch sie kam mit ihrer eigenen Kraft gegen Esmeths Beeinflussung nicht an. Die Chinesin spürte genau, daß das andere, was gegen ihren eigenen Willen lief, stärker war als sie.

Wer konnte ihr helfen?

Shao begann klar und nüchtern zu überlegen. Dabei ging sie von folgendem aus. Der Begleiter der jungen Frau war ermordet worden. Die Polizei hatte sich mit dem Fall beschäftigt. Sicherlich auch Suko, der sich in der Nähe befand.

Shao kannte den Apparat des Yard. Sie war genau darüber informiert, wie zielstrebig die Beamten arbeiteten, wenn sie einen Fall in Angriff nahmen. Ihnen konnte es ohne weiteres gelungen sein, den Namen der entsprechenden Person herauszufinden. Falls er beim Yard bekannt war, würde auch Shao ihn erfahren.

Davon ging sie aus. Zudem besaßen die anderen keinen Grund, ihr zu mißtrauen. Man würde ihr den Namen verraten.

Ja, das war die Lösung!

Da die Trennscheibe zwischen Fond und Vordersitz nicht geschlossen war, konnte Shao dem Fahrer eine neue Anweisung geben.

»Zu Scotland Yard, bitte!«

Der Mann drehte sich kurz um. Dann nickte er.

Shao ließ sich bequem in ihrem Sitz zurückfallen. Sie wirkte gelöst. Es dauerte noch über eine Viertelstunde, dann hatten sie ihr Ziel erreicht. Shao zahlte und stieg aus. Sie war gespannt, wie die Freunde auf ihre Rückkehr reagierten. Schließlich war sie einige Zeit verschollen gewesen. Und sie dachte auch schon über eine Ausrede nach. Auf keinen Fall wollte sie berichten, wo sie tatsächlich gesteckt hatte.

Das hatte Esmeths Magie bereits geschafft. Shao stand auf ihrer Seite, obwohl sie äußerlich völlig normal wirkte.

Man kannte sie und ließ sie passieren, ohne daß eine Frage gestellt wurde. Mit dem Fahrstuhl fuhr Shao hoch. Sie hoffte, daß John oder Suko sich noch im Büro aufhielten und war ein wenig enttäuscht, daß sie die Räume bis auf Glenda Perkins leer vorfand.

Und Glenda schaute sie staunend an. »Shao«, flüsterte sie, wobei sie den Kopf schüttelte. »Ist es denn möglich?«

Die Chinesin lächelte. »Ich bin es tatsächlich.«

Glenda erhob sich von ihrem Stuhl. Sie schüttelte den Kopf. »Und wo bist du so lange gewesen? Du glaubst nicht, wie Suko dich gesucht hat. Das war unwahrscheinlich.«

»Wir hatten uns gestritten«, sagte Shao leise und senkte den Kopf.

Sie tat, als würde sie sich schämen.

»Das ist doch kein Grund, so lange fernzubleiben.«

»Ich weiß, Glenda, aber ich konnte nicht anders. Ich mußte mal allein sein. Über Suko habe ich mich furchtbar geärgert. Er hat da nur an sich gedacht, verstehst du?«

»Ja, das sagte ich ihm auch.«

»Du hast mit ihm darüber gesprochen?«

»Klar. Er war verzweifelt. Schließlich ist da ein Mord geschehen, und er dachte, daß du…«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich war auch in dem Lokal, aber ich bin gut weggekommen.«

»Verschwunden, meinst du?«

»Wieso?«

Glenda nahm auf der Schreibtischkante Platz. »Man hat dich im Garten des Lokals gesehen.«

Shaos Augen wurden schmal. »Ach.«

Glenda achtete nicht darauf. »Ja«, fuhr sie fort. »Du warst mit einer dunkelhäutigen Frau zusammen, die innerhalb einer Lichtwolke verschwand. Und dich dabei mitnahm.«

»Wer sagt das denn?«

»Ein Zeuge.«

»Kenne ich den?«

»Glaube ich nicht«, erwiderte Glenda. »Ist ja auch egal. Vielleicht hat der Mann sich getäuscht.«

»Ganz sicher sogar.«

»Aber wo warst du wirklich?«

»Ich habe mich um die Person gekümmert, die mit dem Mordopfer an einem Tisch hockte. Sie war ja völlig außer sich, hat gellend geschrien, sie wollte nur weg, und den Gefallen habe ich ihr getan. Es war nicht rechtens, aber ich mußte es machen.«

»Dann kennst du Patty Lester?«

Shao frohlockte innerlich. Das lief besser, als sie es sich vorgestellt hatte. Jetzt wußte sie auch den Namen. »Natürlich.«

»Weiß sie denn, daß du mit einem Inspektor vom Yard liiert bist?« fragte Glenda.
»Nein, das habe ich ihr nicht gesagt.«
»Kann ich mir vorstellen.« Glenda lachte. »Sie hat nämlich bei uns angerufen, weil man ihr sagte, daß sie sich mit der Polizei in Verbindung setzen soll.«
»Das habe ich ihr auch immer gesagt.«
»Auf dich schien sie nicht gehört zu haben. Spielt ja auch keine Rolle mehr. Jedenfalls bist du wieder da, und das ist schon etwas. Ich werde Suko und John Bescheid geben.«
»Wo stecken sie denn?«
»Vielleicht sind sie noch unterwegs. Sie wollten zur Nadel der Cleopatra.«
Shao erschrak. Sie ließ sich jedoch nichts anmerken und meinte lässig: »Ja, da fing wohl alles an.«
»Sehr richtig.«
»Und was ist mit Patty Lester? Sie ist eine Zeugin und kam sich immer vor, als wäre sie in Gefahr, wenn du verstehst.«
»Sie hatte Angst.«
»Verständlich.«
Glenda überlegte einen Moment. »Da müßte man sie eigentlich in Sicherheit bringen.«
»Das gleiche habe ich gedacht. Da ich sie kenne, könnte ich das übernehmen.«
»Die Idee ist gut.« Glenda schaute auf die Uhr. »Wenn du zu ihr fährst, erledige ich noch einige Einkäufe. Wir treffen uns dann mit ihr hier im Büro.«
Damit war Shao einverstanden. Jetzt brauchte sie nur noch die Adresse. »Wo wohnt sie eigentlich?«
»Das weißt du nicht?«
»Ja und nein. Wir waren in einem Hotel. Patty hatte Angst, nach Hause zu gehen.«
Die Antwort beruhigte Glenda. »Kann ich verstehen. Moment, das habe ich gleich.« Die dunkelhaarige Sekretärin wühlte auf ihrem Schreibtisch. »Irgendwo habe ich die Adresse doch aufgeschrieben«, murmelte sie. »Verflixt, wo kann das denn nur sein?« Endlich fand sie den Zettel. »Kings Road 82.«
»Danke.«
»Wann wirst du ungefähr wieder zurücksein?« fragte Glenda.
»Kann ich dir nicht sagen. Ich nehme mir ein Taxi.«
»Und Suko soll ich keinen Bescheid geben?«
Shao blieb an der Tür stehen und lächelte hintergründig. »Er hat mich geärgert. Laß ihn ruhig ein wenig schmoren, wenn du verstehst.« Die Chinesin kniff ein Auge zu.

»Klar«, erwiderte Glenda, »wir Frauen müssen zusammenhalten.«
Nicht im entferntesten ahnte die dunkelhaarige Sekretärin den wahren Grund für Shaos Absage…

***

Wir mußten an der Themse entlang, um unser Ziel zu erreichen.
Victoria Embankment hieß die breite Straße, auf der auch gegen Abend der Verkehr kaum aufflaute.
Hier kam man noch relativ zügig weiter. Cleopatra's Needle befand sich am Themseufer, zwischen zwei Brücken, der Footbridge und der Waterloo Bridge. Jenseits davon verlief die Straße, und dahinter begann ein Grüngelände. Victoria Embankment Gardens genannt. Einen Parkplatz in der Nähe zu bekommen, war so gut wie unmöglich, deshalb stellte ich den Bentley am Victoria Embankment kurzerhand ab, und zwar auf der Uferpromenade, die durch eine Mauer von der Themse getrennt war.
Es war verboten, den Wagen dort abzustellen, das merkte ich sehr schnell, als ein Bobby auftauchte, der nur auf Parksünder gewartet zu haben schien.
Wir waren kaum ausgestiegen, als er neben unserem Wagen stand und an seinen Helm tippte.
»Sie wissen Bescheid?« fragte er nur.
»Ja.«
»Und trotzdem parken Sie hier?«
Wir zeigten unsere Ausweise.
Das Gesicht des Bobbies wurde lang und länger. »Dennoch, das Parken ist hier verboten.«
»Es handelt sich um einen Notfall«, erklärte Suko.
»Okay, entschuldigen Sie.« Er grüßte und ging.
Ich schaute auf die Uhr. Allmählich wurde es dunkel. Die Nacht kam mir wie ein schwarzes, gewaltiges Ungeheuer vor, das sich über die Riesenstadt legte. Auch die Geräusche hörten sich in der Finsternis anders an als bei Tageslicht. Mir kamen sie deutlicher und lauter vor. Auf dem zweispurigen Victoria Embankment reihte sich Wagen an Wagen. Ihre Scheinwerfer erinnerten mich an stumpfe, helle Glotzaugen. Die Schlange wurde nur zerrissen, wenn die Autos an irgendwelchen Ampeln stoppen mußten.
Ich betrachtete den Verkehr mit einiger Sorge. Noch wußten wir nicht, was uns bevorstand. Sollten schwarzmagische Kräfte eingreifen, konnten zahlreiche Unschuldige in Gefahr geraten.
Das machte mir Angst.
Zudem verstand ich Sir James. Wenn er eine der Hauptverkehrsadern Londons lahmlegte, kam es in der City zu einem Verkehrschaos. Damit war auch keinem geholfen.

Suko deutete auf die gegenüberliegende Seite. Dort flimmerten die Leuchtreklamen der kleinen Bierlokale, die sich in der letzten Zeit etabliert hatten. »Dort ist Shao verschwunden.«

»Willst du noch einmal in das Lokal zurück?«

»Nein, wir erledigen das hier.«

Der Meinung war ich auch. Durch den Wetterumschwung und den böigen Wind, der die Kronen der Bäume schüttelte, war es ziemlich ungemütlich geworden. Aus diesem Grunde sahen wir auch keine Menschen vor den Lokalen sitzen. Die Gäste hatten sich samt und sonders in die Kneipen verzogen.

Bis zu unserem Ziel mußten wir noch einige Schritte laufen. Der Wind fuhr in unsere Gesichter. Er schleuderte Staub und Blätter hoch. Auch Papierfetzen wirbelten durch die Luft, die er wie mit gierigen Händen aus übervollen Abfallkörben geholt hatte.

Ein Wechselspiel aus Grau und Schwarz lief am Himmel ab, der mond- und sternenlos war.

Cleopatra's Needle konnten wir einfach nicht übersehen. Sie stach vor uns in den Himmel wie ein langer, sich nach oben hin verjüngender Finger. Ein Monument, das zahlreiche Touristen anzog, auch wegen der beiden die Nadel einrahmenden steinernen Löwen mit den Frauengesichtern. Die Sphinx hockten auf Steinsockeln. Unbeweglich. Stumme, gefährliche Wächter.

Auch die Nadel stand auf einem stufenartig abgeteilten Sockel aus hellem Stein. Rechts und links des Unterbaus führte eine Treppe hoch. Von dort aus konnte man auch auf den Sockel klettern und sich den unteren Teil der Nadel aus der Nähe anschauen.

Das taten wir.

Suko von der linken, ich von der rechten Seite. In der Ferne schimmerten die Lichter der Waterloo Bridge. Ich schaute auch über die Themse hinweg. Ihr Wasser wirkte in der Dunkelheit wie eine schwarze Brühe, durch die hin und wieder hellere Schaumstreifen flossen.

Der Obelisk selbst besaß noch ein Grundfundament. Es war glatt.

Die eingemeißelten Schriftzeichen begannen erst danach. Wegen der Dunkelheit konnte ich sie nur mehr erahnen.

Ich hatte eine starke Taschenlampe mitgenommen, schaltete sie ein und ließ den Strahl an der Nadel in die Höhe wandern.

Jetzt sah ich die Schriftzeichen deutlicher. Es waren die normalen.

Die anderen, die gefährlichen befanden sich weiter oben, wo die Nadel sich zu einer Spitze verengte. Bis dahin reichte der Strahl nicht.

Ich faßte das Gestein an.

Völlig harmlos. Keine Wärme gab es ab, wie man es oft bei Dingen erlebt, die magisch aufgeladen sind.

Einmal ging ich um die Nadel herum und traf auf Suko, der vor der

Sphinx stand und auf sie schaute.
Er blickte starr gegen das Gesicht mit den steinernen Zügen.
Deutlich war zu erkennen, daß es sich bei dem Kopf um ein Frauengesicht handelte.
Übergroß, starr. Im Laufe der Zeit hatte es Patina angesetzt. Hinzu kam die Umweltverschmutzung, die ebenfalls für erste Zerstörungen gesorgt hatte, denn als wir mit den Händen über die Nasen faßten, spürten wir, daß der Stein bröckelte und zwischen unseren Fingern zu Sand wurde.
»Wenn wir noch ein paar Jahre warten, fallen sie von allein auseinander«, meinte Suko.
»Soviel Zeit haben wir leider nicht.«
Ich entfernte mich von meinem Partner und schaute mir die Sphinx an meiner Seite an.
Es war das gleiche Bild. Auch hier hatte der verdammte saure Regen genagt. Gesehen hatten wir genug. Jetzt mußten wir herausfinden, ob Ed Fisher mit seinen Vermutungen recht behalten hatte.
Wir waren natürlich nicht ohne seine Aufzeichnungen losgefahren. Der Hefter steckte in der Innentasche meines Mantels. Ich holte ihn hervor und schlug ihn auf.
Sofort fuhr der steife Wind in die Seiten und schlug sie auf. Suko hielt sie fest.
»Warte noch einen Augenblick«, bat ich ihn, ging zurück und stellte mich so auf die Treppe, daß die Nadel vor mir in die Höhe wuchs. Die Straße befand sich jetzt in meinem Rücken.
Sie stand wie eine Eins.
Nichts deutete auf eine Gefahr hin, die sie möglicherweise bringen konnte. Wir ließen uns nicht täuschen. Die Nadel konnte ein schreckliches Geheimnis bergen, das lange geschwiegen hatte und erst jetzt zum Durchbruch gekommen war.
Auch Sukos Gesicht zeigte eine gewisse Spannung. Sicherlich dachte er dabei an seine Freundin Shao, die in den gefährlichen Kreislauf mit hineingeraten war.
Er nickte mir zu. »Willst du lesen?«
»Ja.«
Zum Glück brauchten wir keine ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern. Ed Fisher hatte sie schon übersetzt. Ich begann damit die Worte zu sprechen, wobei ich gegen den Wind anrief.
»Als die Schwingen der Nacht die Sonne verdunkelten, brach die Zeit der Finsternis an. Aus den Reichen der Unendlichkeit strömte die Weisheit des Schreckens, um den Menschen eine Finstere Botschaft zu überbringen. Nur wenige waren auserwählt, den Tod zu besiegen, mit der Zeit zu spielen und das Erbe der Ahnen zu verwalten. Es ist ihnen gelungen, da die Götter der Finsternis ihre schützenden Hände über

sie hielten. Nun ist die Zeit reif. Wer diese Zeilen spricht, löst den Bann. Die Götter und ihre Diener sollen zurückkehren und sich derer annehmen, die sie gerufen haben. Aber wehe dem, der ihnen unwürdig entgegentritt. Wehe…«

Das letzte Wort verwehte vor meinen Lippen. Ich spürte auf meinem Körper die Gänsehaut. Erst beim lauten Vorlesen der Worte war mir in den Sinn gekommen, was ich eigentlich getan hatte. Es war eine Beschwörung gewesen. Ich konnte die unheiligen Kräfte wecken, die in der Nadel steckten.

Auch Suko hatte es begriffen, denn er sagte: »Es waren verdammt starke Worte.«

Ich hob nur die Schultern und steckte den Hefter wieder weg, ohne die Säule aus den Augen zu lassen.

Tat sich etwas?

Bisher noch nicht. Starr stand sie vor uns, vom Wind umtost.

Staub und Blätter wehten gegen sie.

In meiner Kehle war es trocken geworden. Dafür spürte ich den Schweiß auf den Handflächen. Ich empfand es als eine verrückte Situation. Wir standen mitten in London, umbraust vom Autoverkehr, und führten eine uralte Beschwörung durch.

»John!«

Sukos Stimme unterbrach meine Gedanken. Ich schaute nach rechts, denn Suko deutete mit dem Daumen in diese Richtung. Sein Nagel zielte dabei auf die eine Sphinx, denn er glaubte, daß sich dort etwas verändert hatte.

Auch ich blickte genauer hin.

Es war keine Täuschung, über dem Frauengesicht lag ein unheimlich erscheinender Schleier. Er schimmerte in einem türkisfarbenen Blau, und wir vernahmen im nächsten Moment ein Geräusch, das uns an ein gefährliches Fauchen erinnerte.

So fauchten Löwen…

Ich schaute auf die andere Figur. Dort war das gleiche geschehen.

Ebenfalls das, unheimliche Licht, das mehr Schatten gab, aber dennoch zu erkennen war.

Ein Zurück gab es nicht mehr, das wußten wir beide.

»Du links, ich rechts«, sagte Suko und hatte mir damit aus dem Herzen gesprochen.

Gleichzeitig tauchten wir nach verschiedenen Seiten weg. Dicht vor dem Sockel blieb ich stehen. Dabei mußte ich schon den Kopf in den Nacken legen, um in das Gesicht der Sphinx schauen zu können, so hoch befand es sich noch über mir.

Ein menschliches Gesicht.

Und zwar das Gesicht einer Frau, die lebte!

Ich hielt den Atem an. Auf einmal war ich mitten hineingeraten in

die uralte Magie des Landes Ägypten. Durch meine Beschwörung war die Sphinx erwacht.

Ein unheimlicher Vorgang wurde von mir beobachtet. Über das noch steinerne Gesicht geisterten Schatten. Das Material zog sich zusammen, in die starren Augen trat so etwas wie Leben, die Brauen begannen zu zittern, und einen Moment später wurden die Augen groß.

Die Sphinx starrte mich an.

Es war ein mörderischer Blick, wie ich feststellen konnte. Und gleichzeitig auch menschlich, so daß ich zu dem Entschluß kam, daß in der Steinfigur ein Mensch gefangen sein mußte.

Meine Kehle wurde noch trockener. Die Wangen begannen zu zucken, das Gesicht der Menschlöwin blähte sich auf und nahm vollends die Züge einer anderen an.

Es war ebenfalls eine Frau!

Noch hatte sie mich nicht angegriffen. Ich zog auch keine Waffe und beobachtete weiter.

Dafür hörte ich eine Stimme. Woher sie kam, konnte ich schlecht beurteilen, da sie mich praktisch von allen Seiten her traf. Aber die Worte waren gefährlich.

»Du hast es gewagt, den alten Fluch zu brechen. Als Mensch bist du so vermessen gewesen. Deshalb wird dich die Rache der alten Zeit treffen. Die Kräfte, die bisher geschlummert haben, sind frei. Cleopatras Weissagung hat sich nach über zweitausend Jahren erfüllt und wird die neue Zeit beherrschen. Wir kommen!«

Es waren die letzten Worte, die sie mir sagten, denn im nächsten Augenblick ließ sie Taten folgen.

Die steinerne Figur vor mir ächzte und knirschte. Überall im Gefüge knackte es. Mir kam es vor wie ein gewaltiges Stöhnen. Ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück, weil ich das Gefühl hatte, die Figur würde jeden Augenblick auseinanderbrechen.

Das tat sie nicht.

Sie blieb auf ihrem steinernen Sockel hocken, dennoch schüttelte sie sich, als wollte sie Ungeziefer aus ihrem Fell entfernen.

Etwas schwebte über ihrem Körper!

Ein Geist?

Ich schaute ihm nach und sah eine Gestalt, die das gleiche Gesicht besaß, wie die Löwin zuvor.

Cleopatras Dienerin war frei, das sagte sie mir auch in den nächsten Sekunden.

»Ich habe lange Zeit gewartet. Du hast mich durch das Sprechen der Formel erlöst. Meine beiden Schwestern und ich werden dafür sorgen, daß auch Usanga, der Knochenbrecher, seinen Weg in die Freiheit findet, darauf kannst du dich verlassen, Unwürdiger…«

Bevor ich noch dazu kam, etwas zu unternehmen, war sie zur Seite gehuscht und glitt auf die Nadel zu.

Sie verschwand darin.

Der Stein schien eine magnetische Wirkung auf sie gehabt zu haben, denn er schluckte sie wie ein Maul.

Ich schaute auf die Sphinx!

So ruhig und unbeweglich wie zuvor hockte sie auf dem Sockel, nichts regte sich mehr an ihrem steinernen Körper, auch die Augen blickten wieder so starr wie vor dem unheimlichen Vorgang.

Es war wirklich nicht zu fassen.

Ich vernahm Sukos Ruf. »Hast du das auch gesehen?« Schon tauchte er neben mir auf.

»Klar.«

»Dann hat bei dir also auch jemand die Sphinx verlassen. Weißt du eine Erklärung?«

»Ich habe den unheiligen Geist beschworen.«

»Und was will er in der Nadel?«

»Usanga wecken.«

»Wer ist das denn schon wieder?«

»Ein Knochenbrecher.«

»Ach, du Scheiße.« Suko wischte über sein Gesicht. Ihm war ebenso wenig wohl in der Haut wie mir. Ein Zurück gab es für uns nicht.

Wir hatten uns die Suppe eingebrockt und mußten sie auch auslöffeln.

Noch besaßen wir Zeit, so daß ich mich umschauen konnte. Ich dachte an die Menschen in den Wagen und erinnerte mich auch daran, daß Spaziergänger selbst bei diesem Wetter am Ufer der Themse entlang schritten.

Wir hatten noch Glück. Bisher hatte niemand etwas von den unheimlichen Vorgängen bemerkt.

Aber es ging weiter.

An der Spitze der Nadel begann es.

Durch das etwas hellere Gestein hob sie sich sowieso von dem normalen Korpus ab. Aber das Gestein war nicht so hell, daß es plötzlich aufgleißte, wie es hier geschah.

Wir starrten auf eine Lichtspitze. Ein strahlender Kegel, der wie eine kleine Sonne wirkte und nach vier verschiedenen Seiten sein Licht verstreute.

Dabei hatte ich das Gefühl, als würde die Spitze allmählich schmelzen, und ich wartete förmlich darauf, daß dicke Tropfen vor unseren Füßen zu Boden klatschten.

Ich irrte mich.

Dafür geschah etwas anderes. Das Licht blieb nicht auf die Spitze konzentriert, es breitete sich aus und begann mit seiner Wanderung

durch die Säule.

Entgegen der Erdanziehung drang es von oben nach unten. Das Gestein, vor wenigen Sekunden noch grau, veränderte sich auf magische Art und Weise. Es wurde von dem immer tiefer wandernden Licht allmählich erhellt und nahm auch eine andere Struktur an.

Ich beschrieb sie mit dem Begriff kristallin.

Auf einmal war die Nadel durchsichtig.

Das mußten wir erst fassen. Was hinter uns geschah, wie vielleicht andere Zeugen reagierten, interessierte uns im Augenblick nicht, denn der Vorgang war noch längst nicht abgeschlossen. Innerhalb der Nadel schälten sich Personen hervor.

Es waren vier!

Drei Frauen in langen Gewändern und schwarzen Pagenkopffrisuren. Sie standen genau dort, wo auch der Sockel aufhörte, am unteren Ende der Nadel.

»Verdammt!« flüsterte Suko. »Die kenne ich doch. Genauso hat der Zeuge sie beschrieben.«

»Wen?«

»Die seltsame Erscheinung, mit der Shao so plötzlich verschwand. So sah sie aus, John!«

»Und wo steckt denn Shao?«

»Wenn ich das wüßte!«

Ich warf Suko einen raschen Blick zu und sah sein gequältes Gesicht, das schweißnaß war.

Auch ich sah von Shao keine Spur, wobei sich die Frage stellte, ob sie überhaupt in dieser Säule steckte.

Mein Blick traf wieder die drei seltsamen Frauen in den langen Gewändern. Sie unterschieden sich vom Äußeren her kaum, bis auf eine Kleinigkeit. Die Frau, die in der Mitte stand, hielt einen seltsamen Stab in der Hand, der sich ein seinem Ende zusammendrehte und gewissermaßen den Beginn einer Spirale bildete.

Obwohl ich es nicht genau wußte, konnte ich mir vorstellen, daß der Stab für uns eine Gefahr bildete, da er sehr mächtig war.

Jetzt war es Zeit für mein Kreuz!

Ich zog es hervor, denn bei dieser Magie konnte ich auf meinen geweihten Talisman vertrauen.

Ich dachte an das Allsehende Auge, das Zeichen des Guten, das in das Kreuz eingraviert worden war. Es hatte mir schon einige Male geholfen. Gegen Bastet, die Katzen-Göttin, und auch gegen den unheimlichen Totendämon Anubis.

Noch wartete ich und ließ das Kreuz in meiner Manteltasche stecken.

Das überraschte den neben mir stehenden Suko. »Weshalb tust du nichts, John?«

»Da muß noch jemand erscheinen.«

»Meinst du diesen Knochenbrecher?«
Wenn man vom Teufel redet, ist er nicht weit. An dieses Sprichwort mußte ich denken, als ich die nächsten Sekunden erlebte, denn die Frau mit dem Stab hob ihren Arm an und bewegte dabei den Mund. Was sie sagte, konnten wir nicht einmal hören, geschweige denn verstehen, aber sie hatte einen Befehl gegeben. Innerhalb der Säule geriet Bewegung in die schimmernde Masse aus Kristall.
Sie formte Umrisse!
Einen Menschen?
Nein, es war kein Mensch, obwohl er vom Körper her menschliche Ausmaße besaß.
Das war ein Monster.
Eine Mumie, um genauer zu sein!
Ich hielt den Atem an, so sehr hatte mich der Anblick geschockt.
Die Mumie war so etwas von gewaltig, wie ich noch nie eine zu Gesicht bekommen hatte. Ihre Füße befanden sich in der unteren Hälfte der Säule, aber mit dem Schädelende ragte die Mumie fast an die Spitze heran. Viel fehlte da nicht.
Höchstens fünf Yards…
Mein Hals wurde noch trockener. Wenn die Mumie die Säule verließ, wie sollten wir es schaffen, sie zu stoppen.
»John, das wird gefährlich«, hörte ich Sukos Stimme. »Verdammt, wir hätten doch absperren lassen sollen.« Er setzte noch ein rauhes Lachen nach, während ich nach meinem Kreuz faßte und es behutsam aus der Manteltasche hervorzog.
Ich schaute es genau an.
Keine Reaktion erkannte ich. Ein Zeichen, daß sich die Magie nach wie vor innerhalb der Säule hielt und es noch nicht geschafft hatte, nach draußen zu dringen.
Bisher ein Vorteil.
Ich hatte von Usanga, dem Knochenbrecher, gehört. Wenn ich mir diese übergroße, unheimlich erscheinende Mumie so anschaute, war das bestimmt nicht übertrieben. Dieses Wesen mußte Kräfte haben, die über das Faßbare hinausgingen.
Und sie war unser Feind!
Noch hatte sie sich nicht bewegt. Sie stand starr auf dem Fleck, und ihre Umrisse wurden von einem intensiven Leuchten nachgezeichnet. Diese gelbe Farbe befand sich auch auf dem Körper, und zwar an den Stellen, wo sich die Ränder der Tücher befanden, mit denen die Mumie umwickelt worden war.
Die Mumien, gegen die ich bisher gekämpft hatte, waren anders gewesen. Vermoderte, halbverweste Geschöpfe, brüchig und grau, dennoch stark, aber diese hier mit dem Namen Usanga, würde wohl alles bisher Erlebte in den Schatten stellen.

Plötzlich bewegte sie sich.

Zuerst hatte ich das Gefühl, als würde sie die Nadel verlassen wollen. Das geschah nicht, sie hob zwar ihre Arme, aber die umwickelten Pranken schlugen gegen ihren Schädel, wo sie sich zuckend bewegten. Auch das hatte seinen Grund, denn die Mumie begann mit einem makabren Striptease.

Sie riß sich die Fetzen vom Körper!

Es begann oben am Schädel. Dort hatte sie ein loses Stück zu fassen bekommen, zog es ab, drehte es weiter, griff auch mit der anderen Hand zu und schleuderte es hinter sich, als der Schädel dieses Monstrum frei vor unseren Blicken lag.

Flammen sprühten auf, erfaßten die Fetzen und verbrannten sie zu aschgrauem Staub.

Das bemerkten wir beide nur am Rande. Uns faszinierte das Gesicht viel mehr.

»Meine Güte«, hauchte Suko. »Schau dir nur mal diesen Schädel an. Der sieht aus wie der eines Gorillas.«

Ich gäbe ihm recht, ohne daß er eine akustische Antwort von mir bekam und deutete es nur durch ein Nicken an.

Dieser widerliche Schädel, der dunkel glänzte, konnte tatsächlich einem Menschen als auch einem Gorilla gehören, so schrecklich und schlimm war er in seinen Ausmaßen.

Zudem leuchtete er blau, das bereits einen satten Stich ins Schwarze bekommen hatte.

Das Maul stand offen. Er hatte es wirklich bis zum Geht-nicht-mehr aufgerissen, und mir kam es so vor, als würde es die gesamte untere Hälfte des Gesichts einnehmen, so daß diese nur mehr aus einer düsteren Höhle bestand, die der Eingang zu einem tunnelartigen Schlund war. Da das Wesen den Schädel in den Nacken gelegt hatte, konnte ich von seinen Augen nichts erkennen. Ich sah nur mehr, daß auf dem blanken Kopf kein einziges Haar wuchs.

Und es führte seinen makabren Striptease weiter fort. Jetzt allerdings hektischer. Usanga fetzte die alten Leinenlappen von seinem Körper, schleuderte sie hinter sich, und wir sahen zu, wie sie Feuer fingen und verbrannten.

Obwohl Suko und ich uns so sehr auf die Vorgänge in der Säule konzentrierten, hörten wir auch die Geräusche in unserem Rücken.

Das laute Hupen, das schrille Geräusch, wenn Reifen über den Asphalt quietschten. Auch ein Splittern und Krachen war zu vernehmen. Wahrscheinlich ein Auffahrunfall.

Das alles war in diesen Augenblicken nebensächlich. Für uns zählte allein Usanga, der Knochenbrecher. Ich fragte mich, ob er die Säule tatsächlich verlassen würde, wenn er es geschafft hatte, sich aus den Leinenlappen zu schälen.

Bestimmt…

Nur mehr seine Beine waren bedeckt. Das rechte hob er an, während er auf dem linken balancierte. Mit einem Ruck löste er auch die Binde von seinem Bein und schleuderte sie weg.

Wieder verbrannte sie.

Jetzt kam das andere an die Reihe.

Auch hier riß er die Binde ab.

Jemand faßte uns an.

Wir schraken erst zusammen, als sich die Hände auf unsere Schultern gelegt hatten, drehten uns dann um und schauten in die Gesichter von vier Polizisten.

Ihren Streifenwagen hatten sie ein Stück entfernt geparkt. Auf dem Dach drehte sich das Rotlicht.

Unter den Polizisten befand sich der Beamte, der uns das Parken hatte verbieten wollen. Und er sprach uns an. »Sagen Sie mal, sind Sie eigentlich verrückt? Sie können doch nicht zulassen, daß sich hier etwas abspielt, das uns alle in Gefahr bringt.«

Ich verlor einen Teil meiner Nerven.

»Hauen Sie ab!« brüllte ich die Männer an. »Verschwinden Sie! Hier wird gleich die Hölle los sein. Das kann ich Ihnen versprechen!«

Sie hörten meine laute Stimme, schauten sich an, dann uns, schüttelten die Köpfe und gingen unwillkürlich zurück. Wahrscheinlich hatten sie sich so vor meiner Stimme erschreckt.

Der Knochenbrecher aber war frei!

Noch stand er innerhalb der Nadel. Meiner Ansicht nach würde es nicht lange dauern, bis er auch sie verlassen hatte. Da mußten die Polizisten einfach weg.

Ich fuhr wieder zu ihnen herum. Den rechten Arm streckte ich aus und unterstrich durch diese Geste meine Worte. »Verschwindet endlich. Ihr habt hier nichts zu suchen. Sperrt die Straße, schafft die Menschen weg! Wenn hier das Chaos losbricht und wir es nicht stoppen können, gebe ich Ihnen einen Teil der Schuld!«

Die Männer flüsterten miteinander. Ich hörte das Wort Sonderausweis. Das hatte der übereifrige »Parkplatzwächter« gesagt. Jetzt begriffen auch die anderen. Sie gingen.

»Aber auf Ihre Verantwortung«, sagte jemand noch.

»Auch klar.«

Ich schaute ihnen nicht mehr nach, denn Usanga war wichtiger.

Jetzt, von seinen Fetzen befreit, sah er noch schauriger aus als zuvor.

Die Zeit des magischen Dahinsiechens schien spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Er besaß einen dunkelhäutigen Körper, nicht schwarz, nicht braun, eher eine Mischung dazwischen.

Mir fiel ein, daß die nubischen Sklaven, die von den Ägyptern gehalten wurden, so ausgesehen hatten. Auch heute noch gibt es dort

Menschen, die ähnlich wie dieser innerhalb der Nadel wirkten.

Weit überragte er die drei Frauen. Auf sie mußte ich mich jetzt konzentrieren.

Und die in der Mitte bewegte ihren Stab.

Suko tat in etwa das gleiche. Seine Hand verschwand unter der Jacke, um ebenfalls den Stab hervorzuholen. Mit ihm konnte er die Zeit für fünf Sekunden anhalten.

Wir wußten es nicht, jedoch ahnten wir, daß die Entscheidung kurz bevorstand.

Ich hielt meinen Freund davon ab. »Nicht, setz den Stab noch nicht ein…«

»Dann mach du was, John!«

Das tat ich auch. Vier Schritte brauchte ich, um die Nadel der Cleopatra zu erreichen. Nach dem zweiten Schritt erreichte ich die Treppe, wollte sie mit einem Sprung nehmen und hielt auch schon das Kreuz in der Hand, als die dritte Frau ihren Stab senkte.

Er lag in waagerechter Haltung, da prallte ich gegen die Säule.

Und mit mir das Kreuz.

Ich hörte Suko nur schreien, sah eine gewaltige kalte Flamme, in deren Mittelpunkt das Dreieck des Allsehenden Auges stand, und bekam einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf…

***

Nicht nur die Polizisten am Victoria Embankment hatten mit ihrer Furcht vor dem Unheimlichen zu kämpfen, auch eine junge Frau namens Patty Lester.

Sie wußte noch immer nicht, ob sie sich richtig oder falsch verhalten hatte. Wenn sie an die vergangene Nacht und an die Vorgänge dachte, die den Schrecken ausgelöst hatten, bekam sie jedesmal Herzbeschwerden, so schlimm war es geworden.

Sehr deutlich noch stand der geteilte Vorhang in ihrer Erinnerung, als die Hand aus dem Spalt erschien und die seltsame Waffe in den Nacken ihres Freundes stieß.

Dann sprudelte das Blut…

Sie hatte ihn fallen sehen und einfach nicht mehr gekonnt. Noch jetzt glaubte sie, den Schrei zu hören, den sie ausgestoßen hatte und der in ihren Ohren gellte.

Wie eine Alarmsirene hatte er geklungen. Grauenhaft und schaurig. Ein Alarm war es auch im Endeffekt gewesen. Er hatte die übrigen Gäste aus ihrer Freude gerissen und den absoluten Schrecken gebracht.

Patty war dann geflohen.

Sie konnte sich kaum mehr an etwas erinnern. Wie sie auf die Straße gekommen war, wußte sie nicht. Sie war einfach weggerannt, ohne zu

wissen, wohin, war irgendwann in einen Park gelangt, gestolpert, war dort liegengeblieben und hatte sich übergeben müssen, da die Anstrengungen und der Schock einfach zu groß für sie gewesen waren.

Besser war ihr danach auch nicht geworden. Mit weichen Knien war sie weitergegangen, hatte eine Straße erreicht, und ein Taxi herangewinkt.

Erst in der Wohnung war sie wieder zu sich gekommen. Wie im Fieber hatte sie die Nacht verbracht. Ständig waren die Erinnerungen in ihr hochgespült worden, und sie hatte mehr als einmal laut aufgeschrieen, wenn der Druck zu stark wurde.

Aber das ging vorbei.

Gegen Morgen war sie in einen erschöpften Schlaf gefallen, aus dem sie erst am frühen Nachmittag erwachte.

Jetzt konnte sie klarer über den gesamten Vorgang nachdenken.

Stundenlang grübelte sie und entschloß sich letztendlich, die Polizei anzurufen. Bei der normalen Mordkommission hatte man sie an Scotland Yard verwiesen, weil diese Organisation sich um den Fall kümmerte. Ob die Beamten mehr Erfolg haben würden, wußte sie nicht. Sie war jedenfalls beruhigter nach diesem für sie wichtigen Anruf.

Noch immer schritt sie durch die sehr modern eingerichtete kleine Luxuswohnung. Die Miete dafür bezahlte ihr Vater, der eine Spinnerei in Manchester besaß. Sie gab sich ganz ihren Hobbys hin. Kunst und Archäologie. Bei einem Vortrag hatte sie auch Ed Fisher getroffen und war mit ihm ins Gespräch gekommen.

Sie mochte ihn, weil er seinen Job relativ unkompliziert sah und mit den Erinnerungen der Vergangenheit nicht so ehrfurchtsvoll umging, wie viele seiner älteren Kollegen.

Jetzt war er tot…

Patty Lester konnte es noch immer nicht fassen. Was hatte er nur getan, daß man ihn auf so schreckliche Art und Weise ermordete?

Nichts, in ihren Augen. Ed war ein netter, großer Junge gewesen.

Sie ging ins Bad, schaute sich im Spiegel an und fand, daß sie schrecklich aussah. Die vergangene Nacht und auch der Tag hatten Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Unter den Augen lagen dicke Ränder. Die Haut kam ihr rot und verquollen vor.

Patty beschloß, eine Dusche zu nehmen, obwohl das Wasser ihre trüben Gedanken auch nicht fortspülen konnte.

Das stellte sie spätestens dann fest, als sie sich nach dem Duschen abfrottierte. Die Haut »glühte« beinahe, so hart rubbelte sie das Handtuch über den Körper.

Frische Kleidung hatte sie bereits rausgelegt. Sie schlüpfte in einen dunkelroten Hausanzug, kämmte ihr an den Rändern naß gewordenes Lockenhaar durch und ging in den Wohnraum, wo sie sich in die

Polsterkissen fallen ließ, die am Boden verteilt standen und die obligatorische Couch ersetzten.

Als Sessel besaß sie mit Kies gefüllte Lederbeutel, die sich der jeweiligen Rückenform des Sitzenden anpaßten. Dabei hatte sie die Farben rot und weiß gemischt.

An den Wänden hingen moderne Graphiken zwischen gerahmten Fotos die Bilder irgendwelcher Ausgrabungsstätten zeigten, die von Patty besucht worden waren.

Müdigkeit überkam sie. Patty merkte jetzt, wie schlecht sie in der vergangenen Nacht geschlafen hatte.

Um dem entgegenzuwirken, holte sie eine Flasche Martini. Sie mixte ihn mit Bourbon und tunkte auch noch eine grüne Olive in das Glas. Dann trank sie den Drink in langsamen Schlucken.

Es war ihr Lieblingsmix. Er wollte ihr nach allem, was geschehen war, nicht so recht schmecken.

Mit dem Glas in der Hand wanderte sie in dem großen Raum auf und ab. Draußen wurde es immer dunkler. Wind fegte durch die Straßen. Sie hörte ihn auch, wenn er über das Dach heulte.

Das war kein Wetter, um vor die Tür zu gehen. Wieder fragte sie sich, ob es richtig gewesen war, sich mit dem Yard in Verbindung zu setzen. Über die Reaktion dieses Oberinspektors war sie enttäuscht gewesen. Er hatte kaum Interesse an ihrem Bericht gezeigt, was sie sehr wunderte.

Mit einem gleichzeitigen Schulterzucken leerte sie das Glas und stellte es weg.

Da schellte es.

Pattys Finger lagen noch an der Außenhaut des Glases, und sie hätte es fast umgestoßen, so sehr schrak sie zusammen. Sie konnte sich nicht vorstellen, wer um diese Zeit zu ihr wollte, Freunde hatte sie nämlich nicht eingeladen.

Die Polizei vielleicht?

Das war möglich, deshalb ging Patty zur Tür, um zu öffnen. Normalerweise hätte sie keinen hereingelassen. Vorsichtshalber schaute sie noch durch den Spion.

Es war eine Besucherin!

Patty überlegte noch, als die Frau zum zweitenmal schellte. Irgendwo hatte sie diese Person schon gesehen. Sosehr sie sich auch anstrengte, sie kam zu keinem Ergebnis.

Dafür öffnete sie.

Vor der Tür stand eine Chinesin und lächelte sie an. »Sie sind Miß Lester?« fragte die Besucherin.

»Ja, die bin ich. Wieso?«

»Darf ich reinkommen. Mein Name ist Shao. Sie haben vorhin beim Yard angerufen…«

»Sind Sie Polizistin?«

»Sagen wir mal, ich bin abgestellt worden, um mich um Ihre Sicherheit zu kümmern«, sagte Shao. »Ich war dabei, als Sie mit Oberinspektor Sinclair sprachen. Wir unterhielten uns dann über Sie. Da der Oberinspektor dringend weg mußte, hat er mich gebeten, ihn hier zu vertreten.«

Shao hatte es geschickt angestellt. Als Patty den Namen Sinclair hörte, schwanden ihre Bedenken, und sie ließ die Besucherin in die Wohnung. »Bitte, treten Sie näher.«

»Danke sehr.«

Shao schaute sich um. »Nett haben Sie es hier, wirklich. Mal anders eingerichtet, nicht?«

»Finden Sie?«

»Sicher.« Shao nickte. »Auch die Bilder. Fantastisch.« Mit diesen Worten hatte sie schon das Vertrauen der anderen Person errungen.

»Ich sammle ein wenig.«

»Könnte ich mir nicht leisten.«

Patty lachte seit langem zum ersten mal wieder. »Ich habe einen großzügigen Vater.«

»Das ist gut.«

Im Wohnraum ließ sich Shao in einen der mit Kies gefüllten »Ledersäcke« fallen. Sie wunderte sich darüber, wie bequem man darin saß und nickte anerkennend.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Ja, gerne, aber keinen harten.«

»Martini?«

Shao lächelte knapp. »Okay.«

Patty Lester schritt zur Bar. Verfolgt wurde sie von Shaos mißtrauischen Blicken, denn zum erstenmal meldete sich die fremde Stimme bei ihr.

»Du wirst es tun!«

»Ja«, erwiderte Shao.

Patty drehte sich um. »Haben Sie etwas gesagt, Shao?«

»Nur laut gedacht.«

»Ach so.« Patty kam zurück. Sie hielt zwei Gläser in der Hand, denn sie hatte sich auch noch einen Drink gemixt. Wieder schaukelte eine Olive auf der Oberfläche.

Shao nahm das Glas entgegen. Dabei stellte sie fest, daß ihre Finger zitterten. Sie ärgerte sich darüber, ließ sich jedoch nichts anmerken. »Cheerio«, sagte sie lächelnd.

Die beiden Frauen tranken sich zu. Nach dem ersten Schluck ließ sich auch Patty in ein Polster fallen. Über den Glasrand schaute sie Shao an. »Je länger ich Sie anschaue, um so mehr komme ich zu der Überzeugung, Sie schon irgendwo gesehen zu haben. Kann das

stimmen?«

»Sie haben recht.«

Pattys Blick wurde erstaunt. »Und wo?« Sie drehte sich und legte ihre Beine schräg gegeneinander.

»In der Bierkneipe. Kurz vor dem Mord und auch nachher. Ich saß praktisch nur eine Schrittlänge von Ihnen entfernt inmitten der lustigen Clique, wenn Sie sich erinnern.«

Patty schlug sich gegen die Stirn. »Natürlich, jetzt weiß ich es wieder, Sie haben sich auch den Toten angeschaut.«

»Stimmt.«

Das Glas der Patty Lester sank zusammen mit der Hand nach unten. »Dann… dann sind Sie gar nicht von der Polizei …?«

Shao lachte. »Doch, Miß Lester. Es war wirklich reiner Zufall, daß ich mich in dem Lokal aufhielt. Auch Polizisten müssen sich am Feierabend mal amüsieren.«

Patty schüttelte den Kopf. »Wenn ich das einem erzähle, das glaubt mir keiner. Dann war die Polizei bereits an meinem Tisch, und ich habe solange gegrübelt. Sagenhaft, wirklich. Das Leben geht manchmal die seltsamsten Wege.«

»Da sagen Sie etwas.«

»Und weshalb sind Sie jetzt zu mir gekommen? Wollen Sie mich etwa beschützen?«

»Das ist der Grund, Miß Lester.«

»Sagen Sie Patty.«

»Okay, Patty.« Shao stellte ihr Glas ab. »Es gibt Leute, die sich Ihretwegen Sorgen machen. Sie haben den Mörder gesehen, sind eine Zeugin. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.«

Patty senkte den Kopf. Sie starrte zu Boden und schüttelte sich.

»Es war schrecklich«, flüsterte sie. Sie hob die Schultern. »Wenn ich jetzt daran denke, könnte ich sofort weinen. Es ging alles so schnell. Da war plötzlich die Hand mit der seltsamen Waffe, die auf einmal im Nacken meines Bekannten steckte. Furchtbar.«

»Ja, ich verstehe Sie, Patty.«

»Aber gesehen habe ich nichts.«

Shao lächelte, als sie Pattys Blick auf sich gerichtet sah. »Weiß das auch der Mörder?«

»Er muß es wissen, wenn er mich beobachtet hat. Davon kann man ja wohl ausgehen. Er hat sich bestimmt nicht allein auf meinen Freund konzentriert…«

Shao hörte nicht mehr, was die andere noch sagte, denn abermals meldete sich die fremde Stimme bei ihr. »Fang an, uns bleibt nicht mehr viel Zeit. Du mußt es tun…«

Die Chinesin nickte, als wollte sie sich selbst bestätigen und ihrer unsichtbaren Meisterin ein Zeichen geben.

»Haben Sie etwas?« fragte Patty.
»Nein, nein, ich denke nur gerade nach.«
»Wohl fühlen Sie sich auch nicht, wie?«
»Das kann man nicht so sagen. Ich hoffe nur, daß der Mörder gestellt wird!« erwiderte Shao gegen ihre Überzeugung.
»Ja, das hoffe ich auch.«
›Mach es!‹ Es war schon ein Befehl, der durch Shaos Kopf peitschte und sie regelrecht zusammenzucken ließ. Sie wurde bleich.
Schweiß bildete sich auf ihrer Stirn. Obwohl die Aussage deutlich genug gewesen war, gab es etwas in Shaos Innern, das sich dagegen wehrte. Sie war noch zu sehr Mensch, der nicht so ohne weiteres einen Mord begehen konnte.
Zwei Seelen kämpften in ihrer Brust.
Sie verzog die Lippen so in die Breite, wie Sue Ellen in »Dallas«, wenn sie mal wieder etwas Unerhörtes von ihrem J. R. erfahren hatte.
Auch Patty war die Miene aufgefallen. »Shao, was haben Sie?«
»Mir… mir ist ein wenig schwindlig. Wenn Sie vielleicht ein Glas Wasser hätten …«
»Natürlich, gern.« Patty stemmte sich hoch und verschwand mit schnellen Schritten in der Küche.
Das hatte Shao gewollt. Endlich war sie allein, wenn auch nicht lange, aber sie konnte ungestört überlegen.
Sie sollte töten.
Sie wollte nicht.
Da war die Stimme. Sie wurde immer drängender. Zudem hatte man der Chinesin eine Waffe mit auf den Weg gegeben, die in ihrer Handtasche steckte.
Ohne es eigentlich bewußt zu wollen oder zu steuern, öffnete Shao die Tasche.
Allerlei Dinge, die eine Frau mit sich herumschleppte, befanden sich darin.
Und die Scherbe!
Shao warf einen Blick zur offenen Tür.
Aus der Küche hörte sie das Wasser rauschen. Sie brauchte im Moment noch keine Befürchtung zu haben, daß Patty Lester zu früh zurückkehrte. Also konnte sie sich um andere Dinge kümmern.
Mit spitzen Fingern holte sie die gefährliche Mordwaffe aus ihrer Tasche.
Ein kaltes Lächeln lag dabei auf ihren Lippen. Der weiche Ausdruck des Gesichts war verschwunden, eine andere Macht hatte die Gewalt über sie bekommen.
Als Shao die Schritte der Zurückkehrenden vernahm, klappte sie die Tasche schnell wieder zu, stellte sie neben sich und legte die Waffe so hin, daß sie nicht gesehen werden konnte. Patty mußte schon sehr

genau schauen, wollte sie die Scherbe entdecken.
Sie kam zurück.
In der rechten Hand hielt sie das Glas mit dem frischen Wasser.
Der Mund war zu einem Lächeln verzogen, und in den Augen lag ein besorgter Ausdruck.
Und diese Frau sollte sie töten?
Nein!
›Doch!‹ Da war wieder die Stimme der anderen. Shao zuckte zusammen, was für Patty als schlechtes Zeichen galt.
»Trinken Sie, bitte!« Sie beugte sich nach unten, um der Chinesin das Glas zu reichen.
Shao nahm es auch entgegen. Sie wartete noch, bis Patty ihre Hand zurückgezogen hatte, dann reagierte sie. Die Bewegung war kaum zu erkennen. Plötzlich wurde das Wasser aus dem Glas in die Höhe geschleudert und klatschte der völlig überraschten Patty ins Gesicht.
Das Mädchen fuhr zurück, ruderte mit den Armen, wollte sich die Flüssigkeit aus dem Gesicht wischen, wobei aus ihrem Mund ein überraschter Schrei drang.
Shao schnellte in die Höhe. Ihr kam dabei zugute, daß sie auf einer relativ harten Unterlage saß, so konnte sie sich optimal abstützen und sprang auf die noch immer überraschte Patty zu.
Ein Schlag traf Patty zwischen Brustbein und Unterleib. Ihm konnte sie nichts entgegensetzen. Verkrümmt fiel sie zurück und landete zum Glück weich auf den Polstern.
Shao hechtete auf sie zu. Ihre Linke fand zielsicher die Kehle des Mädchens, während sie in der Rechten die Scherbe hielt und die gefährliche Waffe dicht vor das Gesicht der schreckensstarren Patty brachte, wobei die Chinesin noch kalt lächelte.
Patty Lester hatte den Mund geöffnet, aber sie war unfähig, auch nur ein Wort auszustoßen, denn Shao drückte ihr die Luft ab.
»Bleib nur liegen!« flüsterte sie. »Bleib ganz ruhig liegen, meine Kleine. Dann ist alles in Ordnung.« Sie sah die Angst in den Augen des jungen Mädchens und lächelte kalt.
Dann schwang sie ihren rechten Arm im Bogen herum. Plötzlich geriet auch Shaos Hand in Pattys Blickfeld und damit ebenfalls die gefährliche Scherbe.
Die Angst in den Augen des Mädchens wich, schuf dem blanken Entsetzen Platz.
Sie wußte Bescheid.
Shao lockerte den Druck um die Kehle ein wenig, damit Patty reden konnte.
»Du?« ächzte sie.
»Ja, ich«, erwiderte Shao und lachte böse…

***

Der Schlag katapultierte mich zurück. Ich wußte nicht einmal, wer ihn mir versetzt hatte, vielleicht war es ein Tritt des Knochenbrechers gewesen, jedenfalls überschlug ich mich fast in der Luft und prallte dicht vor den abwärts laufenden, harten Kanten der Treppenstufen auf, so daß ich mich wenigstens noch abrollen konnte, zwar die Treppe hinabfiel, aber auf der zweiten Stufe schon keuchend liegenblieb.

Verdammt, ich hätte jetzt schlafen können. Mein Kopf dröhnte, als bestünde die Haut aus der Bespannung einer Trommel. Von der Straße her hörte ich dumpfe Laute, das alles war uninteressant für mich geworden, ich dachte an den Knochenbrecher und die drei Frauen aus dem alten Ägypten.

Schwerfällig rappelte ich mich hoch, stand auf der Treppe, ging die nächste Stufe hoch, wischte über mein Gesicht und stellte fest, daß ich noch immer das Kreuz festhielt.

Es hatte mich wahrscheinlich gerettet. Das Allsehende Auge in der Mitte zuckte und pulsierte. Es hatte die Magie voll mitbekommen und reagierte entsprechend.

Mein Blick fiel auf den Knochenbrecher. Eine wahrhaft gewaltige Gestalt, die sich schüttelte, den rechten Fuß anhob und dann aus der verfluchten Nadel stieg.

Jetzt war er frei.

Und er kam!

Ich dachte nicht mehr an ihn, sondern an meinen Freund Suko.

Der Inspektor lag auf dem Boden. Ein Stück von der Nadel entfernt berührte er mit seinem Gesicht die kalte Erde. Um ihn herum hatten sich die drei Frauen-Gestalten aufgebaut, die kalt auf ihn herabschauten.

Daß Suko sich nicht bewegen konnte, hatte seinen Grund. Die mittlere der drei hatte sich vorgebeugt und preßte ihren seltsamen Stab gegen Sukos gespannten Rücken.

Damit also paralysierte sie ihn.

Was sollte ich tun? Um wen mußte ich mich zuerst kümmern?

Um Suko oder um Usanga?

Eigentlich hätte ich mich für meinen Freund entscheiden müssen, aber ich konnte Usanga nicht einfach aus der verdammten Nadel klettern lassen, ohne zumindest den Versuch gemacht zu haben, ihn aufzuhalten. Deshalb zog ich meine Beretta und zielte auf die schaurige Gestalt. Vielleicht schaffte es die geweihte Kugel.

Vielleicht…

***

Ich feuerte. Dreimal drückte ich ab, es war mir egal, und der Lauf zeigte schräg in die Höhe. Ich stand da mit verbissenem Ausdruck im

Gesicht und geöffneten Lippen.
Die Kugeln trafen!
Das geweihte Silber drehte sich förmlich in die Gestalt hinein.
Zweimal in die Brust, die dritte Kugel dicht über den Nabel.
Meine Spannung wuchs. Das Monstrum hatte die Kugeln genommen, war auch zusammengezuckt und senkte jetzt den mächtigen gorillahaften Schädel, um auf mich herabschauen zu können.
Ich sah seinen Blick.
Wenn man ihn mit einer Säure vergleichen konnte, hätte ich das getan, so hart und ätzend fraß er sich in mein Gesicht, als wollte er sich jede Hautfalte genau einprägen, damit er sie auch ja nicht vergaß. Wie ein Elefant, dem ein Mensch einmal etwas Böses angetan hatte.
Ich hielt dem Blick stand.
Und ich sah, wie sich der Körper des Menschen, der zweimal so groß war wie ich, schüttelte, sich dann aufrichtete und ein Bein anhob.
Ich ahnte das Kommende.
Mit einem gewaltigen Satz warf ich mich zur rechten Seite hin, wunderte mich, daß ich noch auf den Füßen blieb und konnte die Bewegung des Beins verfolgen, als der Bulle von Kerl zutrat.
Sogar den Luftzug spürte ich, obwohl der Tritt weit an mir vorbeiwischte. Fast wäre ich noch hochgehoben worden, aber ich hielt mich und sah auch den folgenden Sprung Usangas, mit dem er die Treppe überwand, um auf die Straße zu gehen, wo sich filmreife Szenen abspielten.
Zahlreichen Fahrern war es nicht mehr gelungen, ihre Fahrzeuge rechtzeitig genug zu stoppen. Es war zu den Kollisionen gekommen, und die Autos hatten sich ineinander verkeilt.
Menschen hatten die Fahrzeuge verlassen. Sie standen daneben, auf den Kühlerhauben oder auf den Dächern und beobachten diesen Koloß.
Seine Haut schien aus Leder gefertigt zu sein, wie auch der kurze Lendenschurz, der seine Hüften bedeckte. Er kam aus einer längst zurückliegenden Zeit in eine völlig andere und würde so reagieren, wie er es gewohnt war.
Zerstören und vernichten.
Der Knochenbrecher war unterwegs…
Mir rann ein Schauer nach dem anderen über den Rücken, als ich daran dachte.
»Verdammte Bestie!« schrie ich und wurde gleichzeitig von mehreren Blitzen geblendet.
Diesmal war es kein magisches Licht, sondern die elektronischen Blitze der Kameras, denn erste Reporter hatten den Weg gefunden.
Für sie war es ein gefundenes Fressen.
In der Ferne heulten Sirenen, die sehr schnell anschwollen. Die

Polizei hatte um Verstärkung gebeten, doch wen sollte sie hier raushauen? Gegen den Koloß kamen sie nicht an.

Erste Schüsse peitschten auf. Ich sah die Beamten auf der Straße stehen, die Waffen in Anschlag.

Pistolenkugeln hieben gegen die breite Brust des Monstrums. Sogar das Klatschen der Kugeln vernahm ich, doch die konnten den anderen nicht aufhalten.

Er ging seinen Weg.

Unaufhaltsam.

Und er zertrat den ersten Wagen.

Es war wieder wie in einer Zeitlupenszene. Beinahe lästig hob er das rechte Bein, bevor er seinen Fuß auf das Dach eines deutschen Audis senkte. Dickes Blech besaßen die Wagen sowieso nicht. Aber wie leicht dieser Gewaltmensch aus der Vergangenheit den Wagen zertrat, war unbeschreiblich. Das Blech schien aus Papier zu sein, das Dach verschwand plötzlich, wobei das Material »schrie« und knirschte, als würde es selbst starke Schmerzen erleiden.

Alles ging zu Bruch. Scheiben platzten, aber auch Kanten schnitten in die Haut.

Es tat sich nichts.

Nicht ein Tropfen Blut quoll hervor, höchstens ein wenig Staub.

Dann ging Usanga weiter.

Für mich wurden Alpträume war. Als Jugendlicher hatte ich mir diese japanischen Monsterfilme hin und wieder angeschaut. Da zerstörte dann ein Monster aus der Urzeit eine ganze Stadt.

Hier sah es ähnlich aus.

Wie konnte ich ihn besiegen? Wie kam ich an ihn heran?

Vielleicht mit einem Hubschrauber.

Plötzlich durchzuckte mich die Idee.

Die Reporter knipsten, einige Polizisten schossen, erreichten nichts, und meine Stimme überschlug sich, als ich den Leuten zubrüllte: »Besorgt mir einen Hubschrauber!«

Das war wie vor Jahren, als ich gewissermaßen noch am Beginn meiner Karriere als Geisterjäger stand. Da hatte ich es mit einer gewaltigen Mumie zu tun gehabt, die eine Pyramide sprengte, um in die Freiheit zu gelangen. [3] Mit einem Flugzeug war ich gegen sie angeflogen, hier mußte ich es ähnlich versuchen.

Bis ich den Schrei hinter mir hörte und mir sofort die größten Vorwürfe machte, denn ich wußte, wer den Ruf ausgestoßen hatte.

Suko!

An ihn hatte ich nicht mehr gedacht, wo er sich doch in der Gewalt dieser verdammten Weiber befand.

Wer sie waren, was sie waren, das alles kümmerte mich in diesen Augenblicken nicht, ich wollte Suko retten.

Und ich stürmte auf sie zu.

Die Frau mit dem Stab gab einen zischenden Befehl.

Augenblicklich drehten sich die beiden anderen um und stellten sich gegen mich.

Ich dachte nicht daran, vor ihnen zurückzuweichen, feuerte im Laufen auf sie und erlebte eine Szene, wie ich sie mir erträumt hatte.

Beide Kugeln hatten sie getroffen, und sie konnten diesem Silber nichts entgegensetzen.

Zu Boden wurden sie geschleudert, wälzten sich umher, wollten wieder hoch, da war ich bei ihnen.

»Im Namen des Osiris!« brüllte ich und preßte der ersten mein Kreuz in den Nacken.

Ich hörte es zischen. Grünes Licht umgab mich, vermischt mit einem beißenden Rauch. Das beflügelte mich, so daß ich mir die zweite Person vornehmen konnte.

Sie war wieder hochgekommen, ihre Krallenhand zielte auf mich, dahinter war das Gesicht schaurig verzerrt, und ich nahm wieder mein Kreuz, um es ihm gegen den Körper zu pressen.

»Osiris!« schrie ich abermals und vertraute auf den hohen Gott der Ägypter, der mir schon öfter geholfen hatte.

Das Allsehende Auge war aktiviert worden. Diejenige Person, die sich in alter Zeit gegen die Gottheit gestellt hatte, bekam ihre fürchterliche Rache zu spüren. Vor meinen Augen verging sie. Wurde graugrün und gleichzeitig brüchig, so daß ihre Beine das Gewicht des Körpers nicht mehr halten konnten und sie zu Boden fiel.

Dort wurde sie zu Staub.

Wie auch die erste.

Blieb noch die Frau mit dem Stab.

Und sie stand über Suko gebeugt.

Schräg und breitbeinig hatte sie sich aufgebaut, den Arm mit dem Stab hielt sie so weit nach unten, daß das spiralförmige Ende auf Sukos Körper zeigte und nur eine Handbreit von dem Leblosen entfernt war.

»Wag es nicht!« schrie sie mich an. »Wag es nicht, der Königin Cleopatra das zu nehmen, was ihr gehört…«

»Du bist Cleopatra?« lachte ich.

»Nein, nicht ich. Ich war nicht würdig genug. Ich bin nur ihre Dienerin gewesen. Sie hat mir den Stab gegeben, durch den ich die Macht besitze. Wenn ich deinen Freund damit berühre, ist er verloren. Ich lasse mich nicht aufhalten. Usanga und ich werden das Erbe der Königin aller Könige antreten. Deshalb hat sie uns das ewige Leben geschenkt, und uns in den Obelisken einmauern lassen.«

Ich blieb ganz ruhig, obwohl mich diese Zusammenhänge faszinierten. »Ewiges Leben?« höhnte ich. »Schau dir deine

Gehilfinnen an. Da siehst du, was das Ewige Leben wert ist.«

»Ich aber bin anders!« hielt sie mir entgegen, »denn ich habe den Stab, der mir die Macht über euch Menschen gibt. Durch ein Teil von ihm wurde dieser junge Mann getötet, der es wagte, als Unwürdiger die heiligen Bannsprüche zu lesen. Und ich besitze noch eine Scherbe aus dem Stab. Nun hatte ich sie abgegeben. Jemand wird für mich töten. Ein Mädchen namens Shao. Sie wird…«

In diesem Augenblick brüllte Suko auf, als er den Namen seiner Freundin vernahm.

Die Dienerin der Cleopatra wurde dadurch aus dem Konzept gebracht. Für einen mir schrecklich lang vorkommenden Moment sah es so aus, als wollte sie den Stab in Sukos Gesicht rammen, und ich reagierte reflexhaft.

Ich schleuderte mein Kreuz.

Sogar das Klatschen vernahm ich, als es dicht unter dem pechschwarzen Haaransatz in das Gesicht der Frau stieß.

Sie taumelte zurück, weg von Suko und bekam die Macht des Ansehenden Auges voll zu spüren.

Plötzlich wurde aus dem Stab, auf den sie sich so verlassen hatte, eine gefährliche Waffe.

Auch Suko sah den Feuerstrahl, in den er sich verwandelte. Er schoß allerdings nicht hoch in den bleigrauen Himmel, sondern fuhr entgegengesetzt in den Arm der Frau.

Sie brüllte verzweifelt, schlenkerte ihn, das Feuer war nicht mehr zu stoppen.

Mit dem Rücken zuerst warf sie sich gegen die rechte der beiden Sphinxfiguren, hämmerte mit ihren Ellbogen dagegen, bis sich der eine löste und der Arm in einem Regen von Asche der Erde entgegenfiel.

Gleichzeitig brach sie zusammen.

Etwas fauchte herbei.

Ob es der Wind war oder ein von den fernen Göttern geschickter Hauch, wir konnten es beide nicht sagen. Er fachte die Flamme zu einem blaugrünen Feuer an, das sich gedankenschnell über die Frau ausbreitete und sie vernichtete.

Sie wurde zu Asche…

Und auch der Stab.

Ich half Suko auf die Füße. Mein Partner schwankte. In seinem Gesicht stand das Entsetzen. Mit beiden Händen krallte er sich an mir fest. »Verdammt, John, was ist mit Shao? Sie hat von ihr gesprochen. Shao soll jemand töten! Weißt du das?«

»Ja!«

»Was können wir tun?« schrie er. Sein Gesicht war verzerrt. In den Augen loderte die Angst, Schweiß bedeckte die Haut.

»Nichts, Suko, gar nichts!« Ich wandte mich ab. »Da ist der Gegner. Du mußt einfach auf Shao vertrauen.«

»O verdammt!« Suko ballte die Hände und schaute ebenfalls zu diesem unheimlichen Koloß hin.

Panikartig hatten die Menschen die Flucht ergriffen. Erst jetzt hörten wir ihre Schreie, denn Usanga war durch nichts aufzuhalten.

Er hatte bereits die eine Straßenseite überquert und begab sich daran, auch auf der anderen Fahrbahn die Wagen zu zertreten.

»Den hält nichts auf!« flüsterte Suko.

»Wir aber.« Ich deutete nach links. Von dort war das knatternde, uns so bekannte Geräusch erklungen.

Der Hubschrauber kam.

Seine Positionslichter leuchteten. Wie ein imitiertes Glühwürmchen aus Metall schwebte er über den Kronen der Bäume, flog an der Nadel vorbei und setzte zur Landung an.

Ich rannte schon auf ihn zu und war sicher, daß mir mein Partner folgen würde…

***

WARUM?

Dieses Fragewort brachte Patty Lester stockend über ihre Lippen, und es stand auch gleichzeitig in ihren Augen zu lesen.

WARUM?

Shao hatte verstanden. »Ich muß dich töten!« knirschte sie. »Man hat es mir befohlen. Esmeth erwartet es von mir. Ich darf sie nicht enttäuschen!«

»Esmeth?« fragte Patty so, daß Shao mißtrauisch wurde.

»Ja, du kennst sie?«

»Sicher. Sie war die Vertraute der Cleopatra. Aber sie ist doch längst verstorben…«

Shaos Augen nahmen einen leichten Glanz an, als sie sagte:

»Nein, sie lebt. Sie lebt wirklich, du wirst es kaum begreifen. Und sie hat mir den Befehl gegeben, dich zu vernichten. Du mußt sterben. Du hast Esmeth gesehen, als sie tötete. Deshalb…«

»Aber das ist doch…«

»Es gibt keinen Weg. Ich werde dich vernichten müssen. Esmeth will es so!«

Patty sah ein, daß sie gegen Shao keine Chance hatte. Vielleicht im normalen Kampf. Aber diese Frau, die mit ihrem gesamten Körpergewicht auf ihr lag, war besessen.

Die unheilige Macht eines alten ägyptischen Fluchs hatte von ihr Besitz ergriffen. Patty kannte sich in der Materie aus. Sie wußte, wie gefährlich diese alten Flüche waren. Andere hatten auch darüber gelacht und dies mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Shao wollte töten.

Allmählich brachte sie die gefährliche Scherbe immer näher an das Gesicht der angststarren Patty. Es war furchtbar für die Bedrohte, auf die Mordwaffe schauen zu müssen mit dem Wissen, daß daran auch ihr Freund Ed Fisher gestorben war.

Und jetzt sie…

Sie stemmte sich gegen den Druck, bewegte ihre Beine, zog sie an, um Shao vielleicht ein Knie in den Leib rammen zu können.

Die Chinesin war raffiniert.

Sie griff wieder zu, und ihre Finger klammerten sich um Pattys Hals.

»Du entkommst mir… ahhhhggggrrr …«

Es war ein schrecklicher Ton, der aus Shaos Mund drang. Gleichzeitig bäumte sich ihr Körper auf. Sie warf ihn in die Höhe und auch zurück. Ihr Gesicht verzerrte sich dabei. Es war zu sehen, wie stark sie unter den Schmerzen litt.

Gegen den niedrigen Tisch fiel sie, warf ihn um, rollte sich über den Boden und wurde erst von den umherliegenden Kissen gestoppt. Dann begann sie zu schreien.

Patty rappelte sich auf. Sie konnte sich nicht erklären, aus welchem Grund Shao so reagierte, aber sie sah im nächsten Augenblick, daß sich etwas verändert hatte.

Die Chinesin lag auf dem Rücken. Der Hinterkopf bekam dabei noch mit einem Kissen Kontakt, aber ihr rechter Arm, dessen Hand auch die Scherbe hielt, stand hochgereckt, wie der Arm eines Zombies, der aus dem Grab schaut.

Und die Scherbe glühte!

Es war ein düsteres, ein gefährliches Rot, das sie ausstrahlte.

Plötzlich stellte Patty fest, daß sich dieses Rot noch verstärkte und so dicht wurde, daß es entflammte.

»Laß los, Shao!«

Die Chinesin hörte nicht oder wollte nicht hören.

Patty mußte etwas tun. Keuchend rannte sie auf Shao zu. Sie selbst traute sich nicht, die Scherbe anzufassen, aber sie packte das Gelenk der dunkelhaarigen Frau und drehte es hart herum.

So hart, daß irgend etwas in Shaos Arm knackte, das war jetzt völlig egal.

Sie mußte die Faust öffnen, eine andere Sorge quälte Patty Lester nicht.

Und Shao öffnete sie.

Die Scherbe fiel zu Boden. Sie loderte auf und die aus ihr entstandene Flamme verlöschte einen Atemzug später.

Das geschah genau in dem Augenblick, als es einem Mann namens John Sinclair gelungen war, die Dienerin Esmeth zu vernichten.

Damit war der Bann gebrochen.

Patty hockte am Boden und sagte nichts. Sie schaute stur auf Shao, die wimmerte und ihren rechten Arm abgestreckt hielt. Wahrscheinlich konnte sie ihn nicht bewegen.
Sekundenlang sprach niemand. Nur das Wimmern und die Atemzüge waren zu hören.
»Bist du okay?« fragte Patty.
Shao verzog das Gesicht. »Verdammt, was hast du mit mir gemacht?«
Patty lachte. »Du bist gut. Ich gemacht? Du wolltest mich umbringen. Mit einer verdammten Scherbe. Es ist dir nicht gelungen, und fast hätte dich diese Mordwaffe selbst noch getötet.«
»Mich?«
»Ja, dich!« schrie Patty, die allmählich die Nerven verlor und einen zweiten Schock bekam.
Shao sagte nichts. Sie ließ Patty in Ruhe, die zu weinen anfing.
Erst eine halbe Stunde später hatte sie sich erholt, ging in die Küche und holte Wasser.
»Damit fing alles an«, sagte sie, als sie Shao ein Glas reichte, das die Chinesin in ihrer gesunden Hand hielt.
»Erzähle!« flüsterte sie.
Patty begann der Reihe nach, und Shao stellte fest, daß sie dem jungen Mädchen unrecht getan, hatte.
»Dann hast du mir ja das Leben gerettet«, flüsterte sie nach dem Bericht.
»So ist es!« Patty stand auf und ging zum Telefon. »Jetzt hole ich sogar noch für dich einen Arzt, damit er sich mal deinen Arm genau anschauen kann…«

***

Der Pilot war ein Mann, den ich kannte. Einer von uns. Er stellte auch keine Fragen, sondern sagte nur: »Schönen Gruß von Sir James. Wir sollen es packen, Freunde.«
»Okay, dann los!«
Ich hatte den Einstieg zugerammt, hockte neben ihm, während Suko hinter uns auf einem Notsitz seinen Platz gefunden hatte.
Wir hoben ab.
Sehr schnell geschah dies, und sehr schnell wurden auch die Autos unter uns kleiner. Sie waren nur mehr von der Schrottverwertung zu gebrauchen, so sehr hatte Usanga aufgeräumt.
Noch lebte er.
Und wie er lebte.
Inzwischen war es ihm gelungen, die andere Straßenseite zu erreichen. Dort zertrampelte er bereits die ersten Wagen. Ein dunkler Mercedes zerbrach unter seinen Schritten, ein Jaguar folgte. Dessen Besitzer schrie die Lunge aus dem Leib und drohte dem Unhold. Ein

cleverer Reporter nahm beide auf.

Zum Glück waren die Menschen geflohen und wagten sich auch nicht zu nahe an ihn heran, so daß Usanga seinem Namen Knochenbrecher keine Ehre machte.

»Ihn wollen Sie killen?« schrie mich der Pilot an.

»Ja.«

»Aber wie?«

»Möglichst bald auf jeden Fall«, erwiderte ich, denn ich wollte nicht, daß Usanga die andere Seite erreichte. Ihm traute ich ohne weiteres mehr zu. Er würde auch vor den Häusern nicht stoppen und versuchen, sie zu zerstören.

Der Pilot legte den Helicopter in eine Kurve. Die Kanzel bestand aus Glas, so hatte ich einen guten Über- und Rundblick. Jetzt näherten wir uns schon der Häuserzeile, in der auch die Bierlokale lagen. Wir befanden uns also zwischen dem Knochenbrecher und der Häuserfront.

Das war gut. Und es war auch gleichzeitig der entscheidende Augenblick. Usanga durfte nicht an uns herankommen. Dabei mußte der Pilot höllisch achtgeben. Er durfte nicht zu hoch fliegen und auch nicht zu niedrig, denn Usangas schwingende Arme glichen schweren Keulen, die auch einen Hubschrauber vom Himmel holen konnten.

»Dann fangt mal an!« rief der Pilot.

Ich winkte Suko zu und wandte mich gleichzeitig an den Mann in der Lederkluft. »Bleiben sie auf der Stelle. Das ist gut. Wenn ich die Tür öffne, kann ich ihn packen.«

»Wie denn?«

»Werden Sie schon sehen.«

Suko hatte sich neben mich gequetscht. Fragend schaute er mich an. »Sollen wir es gemeinsam machen?«

»Ja und nein. Halte du mich nur fest, wenn ich den Bumerang werfe.«

Für einen Moment blitzte es in seinen Augen auf. Dann lächelte er und flüsterte: »Viel Glück!«

»Danke!«

Zum Glück flogen wir nicht. Wenn ich den Ausstieg öffnete, wurden wir wenigstens nicht vom Fahrtwind gepackt, das war für uns schon viel wert.

Ich schob die Tür zur Seite.

Das Flappern der Rotorblätter wurde lauter, auch das Dröhnen des Motors. Ich hoffte, daß dies die endgültige Begleitmusik für Usangas Höllenfahrt war.

An meinem Hosengürtel spürte ich Sukos Hände. Mit allen zehn Fingern hielt er mich fest und zerrte mich gleichzeitig nach hinten.

»Klar so?« rief er.

»Ja.«

Ich holte den Bumerang hervor. Kugeln hatten nichts genutzt, mit meinem Kreuz, das ich wieder eingesteckt hatte, kam ich nicht nahe genug an ihn heran, so daß der Bumerang meine wirklich allerletzte Chance bedeutete.

Der nubische Knochenbrecher kam.

Er walzte weiter, kümmerte sich nicht um den über ihm schwebenden Hubschrauber. Wahrscheinlich hielt er sich auch für unbesiegbar. Den Zahn wollte ich ihm ziehen.

Unsere Position war schlecht. Ich konnte auf den Schädel des Knochenbrechers schauen. So würde es mir nie gelingen, ihn zu vernichten. Den Bumerang hielt ich in der rechten, während ich den linken Arm nach hinten streckte und gleichzeitig mit dem Daumen nach unten deutete.

Der Pilot verstand das Zeichen. Er ging tiefer. Und er war ein Könner seines Fachs, denn das geschah nicht ruckartig, sondern sanft.

Von der Straße her wurden wir beobachtet. Ich erkannte sogar einen Fernsehwagen von der BBC.

Gott, würde das einen Wirbel geben!

Langsam glitten wir dem Boden zu. Hervorragend. Ich sah, wie der Knochenbrecher vor meinen Augen erschien. Das häßliche widerliche Gesicht schien zum Greifen nahe zu sein. Als er mich erkannte, leuchtete es in seinen Augen auf.

Ich nahm den Daumen in die Faust. Hinter mir hielt Suko eisern fest. Der Pilot verstand und stoppte.

Viel weiter durfte ich den anderen nicht kommen lassen. Dann gerieten seine schwingenden Arme in die wirbelnden Kreise der Rotorblätter hinein…

Weiter zurück konnten wir auch nicht, sonst hätten wir die Hauswand berührt. Nein, diese Entfernung war schon optimal.

Ich holte aus.

»Viel Glück!« Das war Sukos Stimme.

Dann warf ich die Banane. Ich verließ mich dabei auch voll auf Suko, hatte nicht nur die Kraft aus meinem Arm genommen, sondern mir auch noch Schwung gegeben. Normalerweise wäre ich aus dem Copter gestürzt, aber da waren Sukos Finger, die mich eisern hielten.

Ein jeder von uns verfolgte den Flug des silbernen Bumerangs, der plötzlich genau vor dem Hals des Knochenbrechers erschien und einen Gedankensprung später hineinsägte.

Er reagierte wie eine Fräsmaschine.

Der Kopf des Knochenbrechers wurde von einer Seite zur anderen geschleudert, dann sah ich ein völlig unmotiviertes Nicken, und noch im selben Moment fiel der Schädel ab und verschwand aus meinen Blickfeld, da ich mich auf den zurückkehrenden Bumerang

konzentrierte und ihn mit einer sicheren, eingeübten Bewegung auffing.
Noch starrten wir auf den Torso.
Nicht mehr lange, denn der kopflose Körper wankte, die rudernden Arme fielen nach unten, und, als hätte ihn jemand angeschoben, krachte der Torso zwischen die Fahrzeuge.
Ich hörte Sukos Siegesschrei und auch den Ruf des Piloten. Mein Freund zog mich zurück, schloß den Einstieg und nickte.
Das war geschafft!
Wir landeten ungefähr dort, wo wir auch gestartet waren. Von Usanga, dem Knochenbrecher, war nur mehr Mumienstaub zurückgeblieben, und die Nadel der Cleopatra stand da wie immer.
Als Touristenattraktion…
Ich merkte kaum, daß der Ausstieg geöffnet wurde, hörte nur die zahlreichen Stimmen und sah die vielen Menschen, die sich auf den Hubschrauber stürzen wollten.
Blitzlichter blendeten mich, ich drehte den Kopf zur Seite, hörte Beifall und auch Sukos Stimme, der die Menschen anschrie.
Dann schloß er die Tür wieder.
»Sollen wir starten?« fragte der Pilot.
»Ja. Zu Scotland Yard.«
Wir schafften es nicht, weil zu viele Gaffer den Copter umringten und es für sie hätte gefährlich werden können. Schließlich räumte die Polizei auf.
Erst dann hoben wir ab.
Begrüßt wurden wir von einem strahlenden Sir James, der uns so gratulierte wie selten. Er zeigte sich aufgeräumt und sprach von einer gewaltigen Gefahr, die wir gestoppt hatten.
Das alles interessierte uns kaum. Shao war wichtiger.
»Ihr geht es gut«, erklärte Glenda. »Sie muß sich zwar ihren Arm behandeln lassen, sonst ist alles okay.«
»Kein Mord?« fragte Suko.
»Nein. Wie kommst du denn darauf?«
Zum erstenmal seit langer Zeit sahen Glenda, Sir James und ich den Chinesen fassungslos. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und schüttelte den Kopf.
Ich aber blinzelte Glenda zu. Sie gab das Zeichen zurück. Es war wirklich alles in Butter.
Dann wandte ich mich an meinen Chef. »Sie hätten trotzdem die Straße sperren lassen können, Sir James, dann wären einige Autos heil geblieben.«
»Wieso sagen Sie mir das, John?«
»Wieso nicht?«
»Sie sind doch so ein halber Umweltapostel. Seien Sie froh, daß es

einige weniger sind, die ihren Dreck in die Luft blasen.«

Da hatte mein Chef recht, oder nicht?

Etwas möchte ich trotzdem noch nachtragen. Wie viele Filme verknipst worden waren, wußte wohl keiner zu sagen. Jedenfalls erlebten die Reporter beim Entwickeln ihrer Aufnahmen eine böse Überraschung. Es waren wohl die normalen Menschen darauf zu sehen, aber kein Usanga und auch keine geheimnisvollen Frauen aus einer anderen Zeitepoche.

Das Abenteuer schien ein böser Traum oder eine Halluzination gewesen zu sein.

Allerdings ein Traum mit 33 ineinander verkeilten Autos.

Die Versicherungen würden sich freuen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 308 »Im Bann der Höllensteine«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 324 »Die Geliebte des Dämons«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 29 »Die Rückkehr des Rächers«